Kronprinz Friedrich

seine

Zeit und der Hof seines Vaters

Friedrich Wilhelms I.

Geschichtliches Lebensgemälde und Zeitbild

von

H. E. R. Belani.

Zweiter Theil.

Leipzig,

Verlag von C. L. Fritzsche.

1853.

Erstes Capitel.

Bildungsgang des Kronprinzen. — Verstimmung des Königs darüber. — Ueberraschung bei den Büchern. — Musik am Hofe: des Königs Concert. — Jagdmusik. — Virtuosenthum. — Locatelli. — Geistliche Musik. — Das Schweineconcert im Tabakscollegium. — Musik der Königin. — Musik des Kronprinzen. — Quanz. — Heimliche Concerte im Keller und auf der Jagd. — Ueberraschungen. — Haare verschneiden. — Schloß Wusterhausen. — Das Leben daselbst. — Parforcejagden. — Wildschweine. — Feldjagd. — Reiherbeize. — Jagdpartie zu Ehren des Königs August von Polen. — Der Jagdnarr Nessig.

1.

Der König war sich klar bewußt, daß er dem Staate einen Kriegsfürsten erziehen müsse, der einmal lerne von der tüchtigen Armee und dem Schatz, welchen er ihm hinterlassen würde, den rechten Gebrauch zu machen um den Staat zu kräftigen und zu vergrößern. Deshalb war ihm Alles zuwider, was in der geistigen Richtung, welche die Bildung des Kronprinzen einschlagen zu wollen schien, ihn nach seiner Meinung von diesem hohen Ziel, das ihm vorschwebte, ablenken mußte.

Es war daher die Sorge des Königs, alles nach seiner Meinung Ungehörige, und dazu rechnete er jede wissenschaftliche oder künstlerische Bildung, vom Kronprinzen fern zu halten. Das Exercirreglement und die Bibel, das waren die einzigen Bücher, die der König ihm erlaubte zu lesen. Die einzige ernstliche Beschäftigung, die ihm nicht nur erlaubt, sondern auch nachdrücklichst anbefohlen war, bestand darin, das für den Kronprinzen errichtete Cadettencorps von 160 Knaben zu exerciren und der Prinz konnte seinem Vater keine größere Freude machen, als wenn er dieses Corps vor ihm manövriren und paradiren ließ, und wenn dann Alles propre war, bis auf die weißen leinenen Kamaschen und wenn die gepuderten Köpfe tüchtig eingeschwärzt waren und Alles ein Schritt und Tritt, Griff und Schlag bei dem Parademarsch und dem „Präsentirt's Gewehr," wie am Schnürchen gezogen ging.

Aber schon frühzeitig hatte sich im Kronprinzen ein Geist geregt, der ihm diesen Zwang völlig unerträglich machte.

Er hatte in der Königin eine höhere gebildete Mutter, die nur mit wahrer Freude diese geistige Richtung ihres ältesten Sohnes und Thronfolgers wahrnahm, und sie nach Kräften förderte, obgleich eben dieses ihr Streben, sowie der feinere Geschmack und die höhere geistige Ausbildung des Kronprinzen den Zorn des Königs er=

regte und eine der Hauptquellen des Unfriedens wurde, worin der König mit seiner Gemahlin lebte und der mancherlei oft thätlichen Mißhandlungen, die der Prinz von dem cholerischen Temperament seines königlichen Vaters zu erdulden hatte.

Während der König in seinem Tabakscollegium sich an den derben Neckereien seiner Hofnarren ergötzte, saß der junge Kronprinz mit seinem geliebten Lehrer Duham und auch wohl mit einigen vertrauten Freunden bei der stillen Lampe in seinem einsamen Cabinet, studirte Wolf's Metaphysik oder französische Schriften von moderner freigeistiger Philosophie, die sich damals von Frankreich aus über ganz Europa verbreiteten.

Besonders bildeten Voltaire's Schriften seine Lieblingslectüre, sowohl die fein geistigen Komödien, als die philosophischen Schriften desselben und schon früh gewann Friedrich die tiefe Hochachtung für den feinen Geist dieses Dichters, die sich später in die innigste Freundschaft des großen Königs für den geistreichen Franzosen umwandelte.

Auch war es schon damals eine stille Lieblingsbeschäftigung des jungen Kronprinzen seinen poetischen Neigungen, die ihm die anfänglich so schwärmerisch gewesene Liebe für die Gräfin Orzelzka eingeflößt hatte, zu folgen. Er machte damals schon kleine französische Gedichte, die meistens eine geistreiche Pointe hatten.

Selbst die alten römischen und griechischen Klassiker studirte der Prinz mit großem Eifer; jedoch nur in französischen Uebersetzungen, da man nicht gewagt hatte dem strengen Verbot des Königs, ihn in den alten Sprachen zu unterrichten, entgegen zu handeln. Oft hat Friedrich selbst als König diese Lücke in seiner Bildung lebhaft beklagt, da sich nicht verkennen ließ, daß die französischen Uebersetzungen jener alten Klassiker meistens erbärmlich genug waren.

Was aber davon haften blieb, war die Philosophie der Alten; der Glauben an ein Fatum, die freiere Religionsansicht der griechischen Philosophen und die Lehren der Weisheit, die sich aus Cicero's Büchern vom Staate und von den Pflichten schöpfen ließen.

Doch einst war es dem Könige verrathen worden, wie der Kronprinz seine Zeit mit Studiis und Bücherlesen verlor. Wie sehr man auch sich bemüht hatte, die Wissenschaften nur bei verschlossenen Thüren zu treiben und die Bücher nach gemachtem Gebrauch sorgfältig zu verstecken, so hatte doch der schlaue Eversmann eines Tages dem Könige Alles verrathen. Dieser war wüthend und ging mit seinen schweren Schritten einst unerwartet und zur ungewöhnlichen Zeit nach dem Zimmer des Kronprinzen; kaum hatte dieser und Duham so viel Zeit die französischen Bücher zu verstecken und auf dem Lesepult vor dem Prinzen die Bibel und Exercirreglement aufge-

schlagen, als der König eintrat. Schon schien er beruhigt zu sein über die ordonnanzmäßige Lectüre, womit er seinen Fritz beschäftigt fand, da machte ihn ein Wink von Eversmann auf die Tapetenthür eines Wandschranks aufmerksam, welche in der Eile nicht so ganz verschlossen war, und die ganze kleine Bibliothek des Prinzen, die überall hinter Tapeten und in Schränken versteckt war, wurde entdeckt. Der König gerieth in den heftigsten Zorn. Er ließ alle Bücher fortnehmen und an die damals bedeutendste Buchhandlung in Berlin von „Haude" verkaufen. Dieser achtbare Buchhändler gab aber dem Kronprinzen nach und nach seine Lieblingsbücher heimlich unentgeltlich zurück und erwarb sich damit den lebhaftesten Dank desselben, der ihm und der Spenerschen Buchhandlung später die Concession einer noch heute viel gelesenen Zeitung eintrug.

2.

Der König war grade kein Feind von Musik; aber er hatte seinen eigenen Geschmack auch in dieser Hinsicht.

Der Aufwand der italienischen Oper und für die Capelle am prächtigen Hofe Friedrich's I., stimmte nicht zu den von Friedrich Wilhelm I. angeordneten Einschränkungen. Die Capelle, wie die Oper wurden verabschiedet; der König behielt nur einen einzigen Musiker, Gottfried Pepusch und ernannte ihn zum Capellmeister der Haut=

boisten seines Garderegiments in Potsdam. Da er Militärmusik liebte, so genügte ihm dieses Hautboistencorps vollständig. War der König in Potsdam, so hatte er wöchentlich Abends einmal in seinem Zimmer Musik, die oft einige Stunden dauerte. Er liebte besonders die Händel'sche Musik, vorzüglich aus den Opern desselben, als: Alessandro und Siroé, deren Arien und Chöre mehr als hundertmal vor dem Könige durchgespielt werden mußten.

Die Art dieser Aufführung war ebenso originell, als in musikalischer Hinsicht unvollkommen. Die Hautboisten in ihren Uniformen hatten sich dann am untern Ende eines langen Saals mit ihren Pulten und Lichtern aufgestellt. Der Capellmeister stand vor ihnen. Die Musik bestand nur aus lärmenden Blaseinstrumenten, Pauken und Trompeten. Der König saß dann ganz allein auf einem hölzernen Großvaterstuhl am andern Ende des Saals, wobei es ihm denn auch widerfuhr, daß er mitten unter den schönsten Passagen oder bei den heroischen Stellen der Musik fest einschlief; das geschah besonders wenn er eine gute Mittagstafel gehalten oder stark pokulirt hatte. Merkten die Musiker, daß der König die Augen schloß, so erlaubten sie sich auch wohl, um schneller fertig zu werden, einige Blätter in der Partitur zu überschlagen, um nur recht bald fertig zu werden mit dem für Leute ohne höhere musikalische Bildung langweiligen Concert.

Aber der König kannte seinen hundertmal gehörten Händel zu gut, um nicht, wenn er vielleicht bei einem Paukenschlage erwachte, den Unterschleif zu bemerken und den Musikern zuzurufen: „Ihr laßt was aus!" oder auch wohl: „da fehlt die und die Arie rc." und er sang dann, so gut es gehen wollte mit seiner unharmonischen Commandostimme das Thema vor. Wenn er aber nichts gemerkt hatte, so pflegten die Musiker das Schlußchor recht rauschend und lärmend zu spielen, so daß der König davon aufwachen mußte. Kam es ihm aber vor, daß die Musik doch wohl so lange nicht gedauert habe, wie er berechnet hatte, so befahl er auch wohl die ganze Oper noch einmal durchzuspielen und ein solches Strafexempel wirkte. Das Musikchor wagte alsdann sobald nicht wieder sich Auslassungen zu erlauben.

In der Regel bestimmte der König selbst, welche Oper gespielt werden sollte. Geschah das nicht, so wählte der Dirigent und benutzte diese Gelegenheit, um auch Stücke seiner eigenen Composition aufzuführen. Aber der König war nicht so ganz ohne alles musikalische Gehör, um nicht es sogleich zu bemerken, wenn ein neues Stück gegeben wurde. Er pflegte alsdann seine Bemerkung darüber, entweder durch Lob oder Tadel auszusprechen.

Der Kronprinz Friedrich durfte an solchen Concerten nicht Theil nehmen; „denn," sagte der König: „ich will keinen Musikanten und Querpfeifer aus ihm ziehen. Er

soll einmal Soldaten und Land und Leute commandiren; er hat so schon einen übermäßigen Hang zu solchen Dummheiten, wie Musik ist."

Vor Allem aber liebte der König ganz ungemein die Jagdmusik. Das oft unharmonische Blasen der Jagdhörner im grünen Walde ging ihm über Alles. Dagegen hatte er vor dem eigentlichen Virtuosenthum so wenig Respect, daß man sich folgende ergötzliche Anekdoten erzählte.

Im Gefolge des Königs August von Polen befand sich unter Andern der berühmte Violinvirtuose Locatelli. Obwohl der König weder Kenner noch Freund von Virtuosen war, so mußte er doch ehrenhalber der Einladung seines königlichen Gastes nachgeben und Locatelli hören. Dieser trat in einem reich mit Silber gestickten himmelblauen Sammetkleide auf, trug an den Fingern kostbare Brillanten und an der Seite einen feinen Stahldegen.

Der König fand diesen Anzug eines „Geigers" höchst lächerlich und sagte: „Dieser Kerrel sieht ja wie ein Kriegsrath aus."

Am folgenden Tage schickte er ihm durch den Silberjungen Riedt zwanzig Thaler. Locatelli gab mit echtem Künstlerstolz dieses Geschenk dem Ueberbringer desselben als Trinkgeld für seine Mühewalung und ließ sich bei dem Könige allerunterthänigst bedanken.

Der König beschwerte sich bei dem Könige von Po-

len über die Arroganz seines Musikanten. Dieser bedeutete ihn jedoch, daß ein solcher Künstler nicht gewohnt sei, wie ein Tagelöhner behandelt zu werden, sondern gewohnt sei, goldne Uhren, Brillantringe, Tabatièren u. dergl. zu erhalten.

„So so," sagte der König, „das müssen wir denn wohl das nächste Mal besser machen." Es wurde darauf ein zweites Concert befohlen. Locatelli spielte abermals mit dem allergrößten Beifall. Der König hatte bereits eine schwere goldene Dose mit Ducaten bei sich. Nach dem Concert rief er Locatelli zu sich und gab ihm die Dose mit den Worten: „Ihr seid so splendid, daß ich mir diesesmal das Trinkgeld für mein Geschenk selbst verdienen möchte." „Ein solches Geschenk," erwiderte Locatelli sogleich, „aus der Hand eines Königs, hat zuviel Gewicht, als daß ich jemals mich davon trennen könnte."

Sodann liebte der König ganz besonders die geistliche Musik des Glockenspiels, das er aus Holland hatte kommen lassen; anstatt aber die ganze Harmonie desselben zusammen zu halten und damit etwas Vollständiges herzustellen, ließ er das Glockenspiel theilen, zwischen den Garnisonthürmen von Berlin und Potsdam, so daß an beiden Orten nur etwas Unvollständiges im Glockenspiel zu hören ist.

Außerordentliche Freude hatte der König, so daß er sich den Bauch vor Lachen hielt an einem ganz extraor-

dinären Concert, das ihm einst sein alter Capellmeister Papusch im Tabakscollegium aufführen ließ. Es war vor ihm für 6 Fagotte componirt. Indeß derselbe hatte die Aufgabe die Stimme der Schweine möglichst genau nachzumachen und jede Stimme führte die Ueberschrift: „Porco primo, porco secundo etc.“ Auch der Kronprinz Friedrich wollte es hören. Er hatte dazu eine große Gesellschaft bei sich in keiner andern Absicht, als um den Componisten lächerlich zu machen. Aber Papusch war ein alter Schlaukopf. Er roch den Braten und wappnete sich dagegen.

Papusch versuchte erst auszuweichen, doch der Kronprinz bestand darauf und er mußte nachgeben. Er stellte sich darauf nicht mit sechs, sondern mit sieben Hautboisten ein, und legte ganz ernsthaft selbst die Noten auf die Pulte und blickte dann im Saal herum, als fehle noch etwas. „Herr Capellmeister,“ fragte der Kronprinz, „fehlt Euch noch etwas?“ „Es wird wohl noch ein Pult fehlen,“ entgegnete der Musikmeister. „Ich meine,“ versetzte der Kronprinz lächelnd, „es wären nur sechs Schweine in seiner Musik.“ „Ganz recht,“ entgegnete der alte Musiker, „es ist aber noch ein Ferkelchen hinzu gekommen: Flauto solo! „Prinz Friedrich verstand die Pointe, daß er mit dem Flötenspieler selbst gemeint war. Er liebte aber resolute Antworten und äußerte später lachend gegen seinen Lehrer Quanz: Ich dachte den alten Kerl

anzuführen, aber er hatte mich angeführt und ich mußte ihm noch dazu gute Worte geben lassen, daß er sein Ferkelchen nicht vor meinem Vater zur Aufführung brachte.

Einen feinen Geschmack für Musik hatte die Königin. Musik war ihre Lieblingsbeschäftigung. Aufseher ihrer Musik und Leiter ihrer Concerte war der frühere Kammerherr, nachmaliger Oberhofmeister von Brandt. Sie war die Beschützerin der musikalischen Neigungen des Kronprinzen, des Querpfeifers, wie ihn der König schalt, dem er die Flöte hatte wegnehmen lassen. Sie hielt ihm heimlich einen Musiklehrer für die Flöte und auf Bitten des Kronprinzen wendete sie sich an den König von Polen mit dem Ersuchen ihr den berühmten Flötist Quanz zu überlassen, der sich in dessen Gefolge befand. Der König August machte sich ein Vergnügen daraus dem künftigen so hoffnungsvollen Thronfolger Preußens gefällig zu sein und ertheilte dem Virtuosen unbestimmten Urlaub, worauf die Königin ihn mit 800 Thalern für den Unterricht ihres Sohnes, des Kronprinzen, engagirte, ohne daß der König ein Wort davon wußte.

Begreiflich mußten diese Musikübungen sehr heimlich betrieben werden. Der König hatte dem Kronprinzen keine andere Musik zu treiben erlaubt, als auf einem Spinet Choralmelodien zu spielen, wozu ihm der Organist Gottlieb Heine vom Könige als Lehrer bestellt

war. Der Kronprinz zog indeß sein liebes Flötenspiel vor, und benutzte die Zeit dazu, wenn der König des Morgens ausritt, oder übte sich in den entlegensten Theilen des Schlosses, sogar im tiefsten Keller, wo die Gewölbe unter der Erde die Töne der Flöten und Geigen dieser heimlichen Concerte dämpften, so daß auf der Oberwelt wenig davon bemerkt werden konnte.

Selbst die Jagden des Königs wußte der Kronprinz zu benutzen, um seiner Lieblingsneigung zu huldigen. War der König im eifrigen Verfolgen eines Hirsches begriffen, so sah er sich nach seinem Gefolge nicht weiter um. Der Kronprinz benutzte dann diesen Umstand einen Seitenweg einzuschlagen. Seine musikalischen Freunde, die von seiner Absicht unterrichtet waren, folgten ihm dann und begaben sich in den dichtesten Wald, so fern als möglich von der Jagd. Die Pferde wurden von verschwiegenen Reitknechten zur Seite geführt und der Prinz mit seinen musikalischen Begleitern zogen Flöten, Geigen und Musikalien aus ihren Jagdtaschen und machten ein Concert, das mit dem fernen Knallen der Büchsen, dem Halloh der Jäger und dem Blasen der Jagdhörner einen seltsamen Contrast bildete. Nach beendigter Jagd sagte man dem Könige, der Kronprinz sei auf eine unrichtige Fährte gerathen, oder angegriffen von der Jagd nach dem Schlosse zurückgekehrt.

Diese Stunden der Weihe im einsamen Waldes-

dunkel gehörten zu den innigsten Freuden des Kronprinzen, besonders wenn er sicher war vom Könige nicht überrascht zu werden und das war der Fall, wenn der König abwesend war und der Kronprinz, um den Spionen Eversmann's zu entgehen, eine Jagdpartie vorschützte, wo er dann ungestört eins seiner lieben Waldconcerte halten konnte.

Erfuhr der König, trotz aller Vorsicht, daß der Kronprinz allen Verboten entgegen sich mit Flötenblasen abgebe, so schalt er ihn einen Querpfeifer und Musiknarrn. Es kam dann auch wohl in der Heftigkeit des königlichen Zorns zu einer fühlbaren Bestrafung des ungehorsamen Sohnes.

Einmal hätte ihn der König in seinem schönsten Vergnügen beinahe überrascht.

3.

Die steife Soldatenmontur war nicht nach dem Geschmack des Prinzen. Morgens, wenn er vor dem Könige und auf der Parade erscheinen mußte, konnte er nicht umhin sich mit Widerwillen im steifen Zopf mit runden Ohrlocken, kleinem dreieckten Bortenhut, blauer Uniform mit rothen Aufschlägen, gelben Unterkleidern und weißen leinenen Kamaschen, in der Uniform des königlichen Garderegiments zu präsentiren. Auch an der Tafel mußte er so erscheinen; aber Nachmittags, wenn ihm die In-

struction erlaubte sich nach eigenem Belieben zu divertiren, wenn es nur nicht gegen Gottes Gebot war, ließ er sich den Zopf auflösen, das Hinterhaar in einen französischen Haarbeutel stecken, das Seitenhaar flattern und zog den goldbrokatenen Schlafrock an, welchen er von der Königin zum Geschenk erhalten hatte, und so überließ er sich mit seinem Quanz den Genüssen der Musik.

So à la ancien Marquis ausstaffirt, blies er eines Tages mit Quanz ein Duo für zwei Flöten nach dem andern, und beide vertieften sich so in diese musikalischen Genüsse, daß ihnen die Stunden wie Minuten verstrichen. Damit hatten sie den Zeitpunkt der gewohnten Rückkehr des Königs verpaßt und plötzlich stürzte der Liebling des Prinzen, Herr von Katte, der damals schon Lieutenant war, herein und rief fast athemlos, „der König!“ Nun war der Schreck groß. Das Zimmer hatte keinen andern Ausgang als die Hauptthüre und schon erschallte auf dem Parketboden der Vorgemächer der schwere soldatische Schritt des wohlbeleibten Königs. Hätte er die beiden Querpfeifer mit dem vollen Apparat ihrer Beschäftigung überrascht, so würde keiner von ihnen sicher gewesen sein, vom königlichen Krückstock eine fühlbare Reprimande zu empfangen. Zum Glück aber wurden Flöten und Musikalien noch schnell genug versteckt. Quanz, der zum Unglück sein rothes Staatskleid trug, was den König noch mehr in Zorn gebracht haben würde, ver=

steckte sich in den Kamin, in welchem zum Glück kein Feuer brannte und der Kammerdiener schob den eisernen Ofenschirm vor die Oeffnung desselben. Der Kronprinz aber warf schnell den Schlafrock ab und zog die Uniform an; aber die Zeit erlaubte nicht mehr den Zopf „einzuschwärzen" und in der Eile war es übersehen den Haarbeutel wenigstens in den Rock zu verbergen.

Der König trat ein, als diese Vorkehrungen kaum vollendet waren; im Anfange ging Alles gut, bis der König unglücklicher Weise den an der Erde liegenden brokaten Schlafrock bemerkte.

Er ergriff ihn mit seinem Krückstock, hob ihn auf und sagte: was sollen die französischen Lappen? Fort damit ins Feuer! Und damit näherte er sich dem Kamin und war eben im Begriff den eisernen Ofenschirm fortzuschieben, da rief der Kronprinz in höchster Angst, daß Quanz entdeckt würde: „Dem Schlafrock geschieht sein Recht, aber im Kamin brennt kein Feuer."

„Eversmann," rief der König, und der vertraute Kammerdiener, der eigentlich dem Kronprinzen den Streich gespielt hatte, indem er auf die Frage des Königs, womit er sich beschäftige, geantwortet: das Flötenblasen im Zimmer seiner Hoheit höre sich gar seltsam an und schalle durch das ganze Schloß — trat ein.

„Die Querpfeifer," polterte der König, „haben wir nicht attrapirt; aber hier ist ein anderer Skandal entdeckt,

der Cujon kleidet sich wie ein französischer Narr; doch wollen wir dem Ding bald ein Ende machen."

„Hier, nehme er den französischen Plunder," rief der König, und warf dem Kammerdiener den kostbaren Schlafrock zu, „und werfe er das Zeug ins Feuer; aber sogleich!"

„Ueberhaupt," fuhr er gegen den Prinzen fort, „sind das Locken, wie sie sich für einen Officier schicken? Er Hannsnarr, Er mit seinem flatterndern Haar, ich werde ihm den Profeß schicken, der soll Ihm einmal das Haar stutzen, wie sichs gehört, eine Locke über jedes Ohr, fest und rund gewickelt, festgestrichen mit Talg nnd gehörig gepudert, so gehört sichs; so ist es ordonnanzmäßig. Ich will dem Cujon die Mucken schon austreiben! Und wie wird der Zopf sitzen, gewiß eben so negligent! Allons: Achtung, rechtsumkehrt!"

Der Kronprinz dachte in diesem Augenblicke nicht an seinen Haarbeutel und machte kehrt, mit Schlag und Tritt eines Grenadiers. Seine Position war dabei so militärisch promt, daß er den König, wie er hoffte, schon dadurch versöhnt haben würde. Aber unglücklicherweise war der verdammte Haarbeutel den Blicken des Königs nicht entgangen. Nun aber brach der Zorn desselben aus. Mit einer Menge der kräftigsten Schimpfworte, worunter besonders: „französischer Windbeutel, Querpfeifer und Musiknarr paradirten, hob der König

den Stock und würde sicher den Thronerben auf gut soldatisch zur Subordination gebracht haben, hätte dieser nicht schnellfüßig die Flucht ergriffen. Für den Ruf: Fritz! Fritz! — hatte er kein Ohr. Er lief, was er konnte und war natürlich schneller, als der König, der ihn mit aufgehobenem Stocke verfolgte, während der fast zu Tode geängstigte Quanz aus seinem Versteck hervorkroch und sich mit seinen Musikalien und seiner Flöte eiligst davonmachte.

Prinz Friedrich wußte gar wohl, daß, wenn der erste Zorn seines Vaters verraucht war, es auch keine Gefahr mehr hatte, ihm zu nahen. Doch bald darauf ließ ihn der König rufen. Der Kronprinz hatte sich indeß sorgfältig einschwärzen lassen und militairisch propre gemacht. Der König, der in seinem hölzernen Lehnsessel saß und aus einer kurzen holländischen Thonpfeife rauchte, sah ihn einige Augenblicke mit Wohlgefallen an; doch plötzlich röthete aufwallender Zorn sein volles Antlitz. — Er schalt über die flatternden Seitenlocken, die dem jungen Prinzen so wohl kleideten, und ließ seinen Hofchirurg — Sternemann — der sich auf Befehl des Königs im Vorzimmer befand, eintreten. Diesem befahl er, ohne an den Prinzen ein Wort des Vorwurfs zu richten, ihm die französischen Narrenlocken abzuschneiden und den Prinzen ordonnanzmäßig zu accommodiren. Da durfte nun freilich kein Widerstreben nur versucht werden.

In Gegenwart des Königs mußte sich Prinz Friedrich auf einen Stuhl setzen und der Hofchirurg begann ihm das Haar zu accommodiren. Aber Sternmann war eine gutmüthige Seele; er sah es an den schönen sprechenden Gesichtszügen und den großen blauen Augen, die sich mit Thränen füllten, wie wehe es dem Prinzen that, seinen jugendlichen Lieblingsschmuck verlieren zu müssen, da wußte der Chirurg sie geschickt zu operiren, daß er die meisten flatternden Seitenhaare nach hinten hin kämmte und nur ein Weniges abschnitt. Damit beschäftigte er sich so lange, bis er sah, daß der König die Aufmerksamkeit darauf verloren hatte und so war denn die Metamorphose nur zum Schein vorgenommen und Prinz Friedrich behielt seine schönen Haare, um sie zur Zeit, wenn er sich sicher wußte, nach der neuesten pariser Mode coeffiren lassen zu können.

4.

Schloß Wusterhausen, wo der König seine ergötzlichsten Jagdfeste feierte, an welchen Kronprinz Friedrich Theil nehmen mußte, enthält so viel Charakteristisches für das Bild jener Zeit, daß wir im Folgenden eine kleine Skizze davon und von einem solchen Jagdfeste zu geben uns versucht fühlen.

Schloß Wusterhausen in der Mark, wo Friedrich Wilhelm am liebsten einige Sommermonate zubrachte,

war ein altes Schloß, das der König mit großen Kosten nach seinem Geschmacke hatte neu erbauen und einrichten lassen.

Mit unsäglicher Arbeit hatte der König einen dürren Sandhügel aufführen lassen, der den Anblick des Schlosses so gut verdeckte, daß man dasselbe nicht eher sah, als bis man die Hälfte des Hügels erreicht hatte und das Schloß dicht am Fuß desselben vor sich liegen sah.

Das nannte der König nicht ohne Genugthuung eine Ueberraschung (Attrape), und er konnte sich nicht mehr ergötzen, als wenn Fremde, die er dort einführte, darüber ein großes Erstaunen affectirten.

Dieses Schloß bestand in einem kleinen Hauptgebäude des Palais und zwei kleinen Flügelgebäuden, welche den Schloßhof von zwei Seiten schlossen. Die Hauptzierde des Erstern war ein alter Diebesthurm, der noch aus der Zeit der Raubritter herstammte und einmal der Kern einer alten Raub- und Ritterburg gewesen war.

Eine hölzerne Wendeltreppe führte hinauf. Das Schloß war, wie eine kleine Festung, von einem Erdwall, der als Terrasse diente, und einem Wassergraben umgeben, deren Gewässer so schwarz waren, wie der Styx, und einen stehenden Sumpf bildeten, der keineswegs wie Lavendel roch. Ueber diesen Graben führten drei Zugbrücken, deren Aufzüge durch ein hohes Gebälk mit Ketten Abends gehoben und Morgens wieder niedergelassen

wurden. Diese Zugbrücken verbanden das Schloß mit dem Hofe, dem Garten und einer gegenüber liegenden Mühle, beide Flügelgebäude, welche die Cavaliere vom Hofe und die Dienerschaft bewohnten, umschlossen den innern Hof dieses Palastes. Am Eingangsthore waren zwei weiße und zwei schwarze Adler, auch zwei große zottige Bäre, als Schildwachen angekettet. Die übrige Besatzung bestand aus 10 bis 12 Bären, mit Maulkörben angethan, denen man die Vordertatzen abgeschnitten hatte, damit sie aufrecht, wie schwarze, mit zottigem Pelz behangene Männer auf den Hinterfüßen umher spazieren müßten. Mitten im Hofe erhob sich ein Born zum Gebrauch für die Küche, aus dem man mit vieler Kunst einen kleinen Springbrunnen gemacht hatte. Er war mit einem eisernen Geländer umgeben. Einige Stufen führten hinauf. Diesen angenehmen Platz hatte der König zu seiner Tabagie ausersehen. Dort saßen die Herren in blauen Uniformen mit weißen Stiefeletten und gelben Schoßwesten und kurzen Hosen und breiten Ordens-Bändern, der König an der Spitze auf einem höheren hölzernen Sessel als die Schämel der Andern waren, rauchten gravitätisch aus ihren kleinen holländischen Thonpfeifen und tranken ihren Krug blaßgelben Ducksteiner Biers dazu. Bei ungünstigem Wetter oder bei noch Abends belästigendem Sonnenschein ließ der

König ein blau und weiß gestreiftes Zelt über die Tafel aufschlagen, und war das geschehen, so pflegte die Neckerei mit den Hofnarren nur um so freier und derber loszugehen.

Der Raum in diesem unwohnlichen Schlosse war für eine große Hofhaltung so beschränkt, daß die Prinzessinnen mit ihrem ganzen Gefolge in zwei Zimmer, oder eigentlich in zwei Bodenkammern, zusammengedrängt logirt waren. Diese schmucklosen Gemächer mit ihren im Laufe der Zeit nachgedunkelten Tapeten glichen mehr einem Hospital, als einer fürstlichen Wohnung.

Da einmal der Sommeraufenthalt des Hofes in Wusterhausen bestimmt war, so viel als möglich dort die freie Luft zu genießen, so war ein für alle Mal angeordnet, daß die Tafel in einem Zelte servirt wurde, welches sich unter einer großen Linde befand. Dort wurde gespeist, das Wetter mochte noch so abscheulich sein und der Regen in Strömen vom Himmel gießen, wobei die Decke des alten Zeltes, Tisch, Speisen und Gäste nicht immer geschützt blieben gegen segensreiche Ergüsse des Jupiter pluvius. Wenigstens versicherte Prinzessin Wilhelmine, von der die Hauptzüge dieser Schilderung in ihren Memoiren herrühren, daß die Strenge und Rücksichtslosigkeit dieser Gewohnheit unter dem Zelte zu speisen, die Anwesenden an der Tafel nicht selten genöthigt habe, bis an die Knie im Wasser zu

sitzen. Denn der Platz war vertieft und verwandelte sich leicht in eine Pfütze. Dann versichert sie — die Tafel war immer von 24 Personen besetzt, von denen jederzeit drei Viertel fasteten, denn es wurden nie mehr als sechs Schüsseln gegeben und diese waren so schmal zugerichtet, daß ein Mann von gutem Appetit sie alle sechs hätte verzehren können. — Mag auch diese Schilderung ein wenig übertrieben sein, denn die Prinzessin liebte es, ihre pikanten Beschwerden gegen ihren Königlichen Vater stark aufzutragen; so dürfte doch so viel wahr sein, daß der König als ein abgehärteter Soldat und Waidmann sich wenig um das Wetter und die Belästigung der weiblichen Mitglieder seines Hofes kümmerte, deren Klagen, wenn sie ihm zu Ohren gekommen wären, er für Ziererei gehalten haben würde. Im Uebrigen ist die Oekonomie des Königs bekannt, die sich gerade in der Requisition der Küche bis in das kleinste Detail erstreckte.

Die Tafelstunde dauerte nur von 12 bis ein Uhr. Dann setzte sich der König auf der Terrasse in seinen harten hölzernen Lehnsessel und hielt dort Mittagsruhe bis zwei ein halb Uhr. Die Prinzessinnen hatten das Glück, dieses Vergnügen zu theilen, indem sie auf der Erde zu seinen Füßen sitzen mußten; selbst in der ärgsten Sonnenhitze, ohne laut sprechen zu dürfen, sie erlitten dabei oft Qualen, welche die Prinzessin Wilhelmine bezeichnete, indem sie sagte: „In Berlin hatte ich nur die

Qualen des Fegefeuers, in Wusterhausen aber die der Hölle zu erdulden.“

5.

Bei Wusterhausen sowohl, wie bei Potsdam hatte der König große Parforcegärten. Das waren mehrere Meilen große eingehegte Waldungen, die mit allerhand Wild in großer Menge angefüllt waren. Diese Waldungen waren von vielen sogenannten Schneusen durchschnitten; das waren schnurgerade durch den Wald gehauene Alleen, in welche das verfolgte Wild, weil seiner Flucht darin keine Hindernisse entgegen standen, am liebsten lief, aber auch am leichtesten verfolgt werden konnte. In diese Wildgärten waren Wiesen und Seen eingeschlossen. Auf die Unterhaltung dieser Wildgärten verwendete der sonst so ökonomische König bedeutende Summen. Für die Königl. Parforcejagden waren zwölf Piqueurs angestellt, die aber so tüchtige Jäger, als gute Reiter sein mußten; dabei aber auch das Waldhorn zu blasen verstehen mußten. Sie trugen Jagdröcke von Scharlach, mit grünem Sammet aufgeschlagen, grüne lange Schoßwesten mit goldnen Borten und gelbledernen Beinkleidern. Jeder hatte sein eigenes Pferd. Außerdem wurden zu den Parforcejagden noch einige dreißig Pferde, die alle gut, rasch und dauerhaft sein mußten, und einige hundert große Jagdhunde gehalten.

Eine der Parforcejagden bei Wusterhausen auf einen starken Edelhirsch, bei welcher auch der Kronprinz Friedrich mit reiten mußte, schilderte ein Augenzeuge wie folgt:

„So wie das Signal vom Oberjäger im Parforcegarten gegeben ist, schlagen die Parforcehunde an und gehen auf den Hirsch los, welcher in pfeilschneller Flucht zu entrinnen sucht. Aber er hat stets seine Verfolger, die Piqueurs und Hunde hinter sich und neben sich. Gleich hinterdrein folgten der König und der junge Kronprinz. Vor ihnen her reitet der Hofjägermeister, auch wohl der Oberjägermeister. Der Hirsch lief viele Stunden, bis er endlich ermattet niederfiel. Noch länger hielten es die guten Jagdpferde vom Königlichen Marstall aus. Es ereignete sich auch wohl noch, daß der Hirsch an ein Wasser kam, sich mit lechzender Zunge hinein stürzte und hindurch schwamm; dann folgten ihm im bunten Gewimmel die Piqueurs und Hunde und schwammen ihm nach, was für den König und seine Jagdgenossen einen lustigen Anblick gewährte. Sie umritten den See im Galopp und setzten die Jagd dann fort, wenn der Hirsch auf dem andern Ufer weiter floh. Wurde ein Hirsch erlegt, so wurde die Jagd noch gegen einen zweiten und dritten fortgesetzt.

So ereignete es sich denn einst, daß der König und der Kronprinz, auf gewechselten Pferden fünf bis sechs Stunden im gestreckten Galopp herum gejagt waren.

Eine solche Jagd, die um 6 Uhr Morgens ihren Anfang nahm, dauerte oft bis Nachmittags zwei Uhr. Gewöhnlich aber wurde eine solche Parforcejagd in drei bis vier Stunden abgemacht.

Dem Könige, der groß und dick am Körper war, sah man keine Ermüdung an, desto mehr wurde der junge schwächliche Kronprinz davon angegriffen, der nicht selten in Folge einer solchen übermäßigen Anstrengung krank wurde, was der König dann gar nicht glauben wollte, obgleich er selbst in der seinen Erziehern gegebenen Instruction verboten hatte, daß der Prinz mit Reiten und Jagden allzu sehr fatiguirt werde.

Eine solche Parforcejagd hatte ihre Etikette, wie eine jede Ceremonie am Hofe.

Ist der Hirsch gefallen, so giebt ihm der Ober- oder Hofjägermeister, unter dem Blasen des Hallali den Genickfang. Alsdann löst' er ihm die beiden vordern Läufe ab und präsentirt sie dem König auf einem silbernen Teller. Die Jagdhörner lassen eine Fanfare ertönen und jeder Theilnehmer an der Jagd steckt den Victoria-Bruch auf den Hut — das ist ein grüner Zweig. Den erlegten Hirsch legen die Jägerburschen auf einen Wagen, der ebenfalls mit grünen Zweigen ausgeschmückt ist, und damit geht der Jagdzug nach Wusterhausen zurück. Auf dem Schloßhofe wird der Hirsch abgeladen, ausgeweidet und in viele Stücken zerlegt. Bisweilen, wenn der

Hirsch gut und recht feist ist, nimmt man die besten Stücken davon in die Königliche Küche. Den Rest aber und öfter den ganzen Hirsch, bis auf die Haut und den Kopf, erhalten die Parforcehunde. Diese Mahlzeit heißt das Jagdrecht. Es geht dabei lustig her. Während der Hirsch zerlegt wird, zieht sich der König in sein Wohnzimmer zurück, um auszuruhen, sich zu waschen und auch wohl umzukleiden oder doch zum wenigsten weiße Kamaschen anzulegen, denn der König ritt nie in Stiefeln, sondern jederzeit in den weißen ledernen Stiefeletten seines riesigen Grenadierregiments.

Nachdem der Hirsch zerlegt ist, werden die Theile desselben so gut als möglich wieder zusammen gefügt, und diese Theile werden wieder mit der Haut bedeckt, woran sich noch der Kopf mit Geweihe befindet. Die Parforcehunde, mehrere hundert an der Zahl, warten außerhalb des Schloßhofes vor dem zugemachten Eisengitterthore und verrathen auf alle Weise ihre freudige Ungeduld. Ihre Wärter — und die Hundejungen — halten mit den Peitschen, die sie wacker gebrauchen, Ordnung in dieser heulenden und jauchzenden Menge.

Erscheint endlich der König wieder im Schloßhofe, so sammelt sich Alles um ihn her. Man öffnet die Gitterthür und die Hunde stürzen herein. Sie eilen auf den zerlegten Hirsch zu und wollen darüber herfallen, aber um sie im Gehorsam zu üben, erschallt ihnen ein Halt

zu. Sie gehorchen. Man führt sie einige Male um den Hirsch herum und dann wieder hinaus. Erst nachdem dieses Spiel zur Belustigung der Allerhöchsten, Höchsten und hohen Herrschaften sich einige Male wiederholt hat, und die Begierde der Hunde aufs Höchste gereizt ist, heißt es: „Faß!" und die hundert heißhungrigen Jagdrüden stürzen sich mit einer Wuth auf ihr Mahl, indem sie schon nach wenigen Minuten jede Spur davon vertilgen, außer der Haut, dem Geweih und den Knochen, mit deren Zernagung sich die Jagdhunde, unter Knurren und Beißen und Peitschenhieben noch lange beschäftigen, während die Piqueurs in ihren rothen Röcken ein lustiges Jagdstück dazu blasen.

Prinz Friedrich wußte sich meistens durch den Vorwand der Ermüdung von diesem, seinem feinen Gefühl widerwärtigen Anblick zu befreien, indem er sich nach Beendigung der Jagd oder vorher schon auf sein Zimmer zurückzog.

Die umgatterten Waldungen waren ungemein wildreich. Bei den wilden Schweins-Jagden wurden die Keuler zu 200 bis 300 in mit Garnen eingeschlossene Gehäge von 600 bis 700 Schritten lang und breit eingetrieben, wo sie die Jäger zum Fang einlaufen ließen. Bei dieser Gelegenheit passirte es einmal dem Generaladjutant des Königl. Generals v. Haake, einem Mann von riesiger Größe und kolossalen Formen, daß ihm das

Fangeisen beim Anrennen des Keulers abbrach und dieser ihm gerade zwischen den Beinen lief, so daß der Jäger verkehrt darauf zu sitzen kam und mit dem Rüssel des Schweins, statt des Zügels in der Hand, zur großen Belustigung der Jagdgesellschaft, um Hülfe schreiend, davon jagte. Das Thier lief auf den Oberstlieutenant v. Münchow zu. Dieser wollte den Keuler von der Seite durchbohren, um den General zu befreien. Sein Eisen traf aber den seltsamen Reiter in die Wade, wodurch derselbe eine bedeutende Wunde erhielt. Endlich packten die großen Fanghunde den Keuler bei den Ohren und der General wurde befreit.

Wie viel auch bei dieser Anekdote in das Gebiet der lustigen Jagdgeschichten gehören mag, die es mit der Wahrheit bekanntlich nicht so genau nehmen, so geht doch soviel wenigstens daraus hervor, daß diese Jagd nicht ohne Gefahr und körperliche Strapaze war, wie sie für den Soldatengeist Friedrich's Wilhelm **I.** und seine Umgebungen ganz geeignet war.

Von dieser Jagd auf Schwarzwildpret wurde Prinz Friedrich dispensirt, weil ihn der König noch nicht für männlich reif genug dazu hielt.

Dagegen war es die Feldjagd auf Rebhühner, woran Prinz Friedrich häufig Theil nehmen durfte, welche Jagd ihm auch Vergnügen gewährte. In dieser Jagd verdiente der Kronprinz seinen ersten Sporn, indem er,

11 Jahre alt, zur Freude des Königs sein erstes Rebhuhn schoß. Der König selbst schoß auf den Feldmarken von Wusterhausen und Machnow in manchem Herbst eigenhändig an 4000 Stück Rebhühner.

Im Frühlinge und Herbste wurde noch in der Nähe von Potsdam die ritterliche Jagd einer Reiherbeize gehalten, wobei auch die Königin bisweilen erschien. Gewöhnlich saß sie dann im Wagen und sah dem Kampf der Reiher mit den losgelassenen Edelfalken, hoch in den blauen Lüften zu. Doch fand sie auch an diesem Jagdvergnügen so wenig Gefallen, daß sie einst, als der Herzog von Braunschweig mit seinem Erbprinzen Carl in Potsdam zum Besuch war, zwar mit ihrem Gast hinaus fuhr, doch da auch der Herzog für diese Jagd sich nicht besonders zu interessiren schien, so ließ die Königin im Walde unter einem dicht belaubten Baum einen Spieltisch aufstellen und machte dort — unbekümmert um das Gevögel in den Lüften — mit dem Herzoge und ihrem Manne ihre Partie, wie im Salon ihres Schlosses.

Eine der glänzendsten Jagdpartien des Königlichen Hofes war die dem Könige von Polen zu Ehren auf der Jungfernhaide bei Berlin gegebene Jagd, welche die Reihe der Feste beschloß, die dessen Anwesenheit veranlaßt hatte.

Auserlesenes Roth- und Schwarzwild war in großer

Anzahl aus den verschiedenen Königlichen Wildgärten dorthin gebracht worden, und binnen fünf Stunden wurden — meistens durch eigene Hände der hohen Herrschaften — 400 Stück Dammwild, 30 Wildschweine und zwei Füchse erlegt.

Augenzeugen erzählen, daß der Graf Moritz von Sachsen einem tüchtigen Keuler, mit seinem Damascenersäbel, in einem Hiebe den Kopf abgehauen habe und der Kronprinz von Polen habe mehreren Hirschen nach einander im Kampf die Köpfe abgehauen. Die preußischen Jäger, die niemals die Wirkung eines echten Damascenersäbels gesehen hatten, waren darüber höchlich erstaunt. — Auch das ist eine Jagdgeschichte, deren Wahrheit nicht gerade wie ein Evangelium geglaubt werden darf. In ähnlicher Weise erzählte man auch von einem Wettkampf zwischen den besten Schützen des Königs von Polen und des Königs von Preußen.

August II. rühmte sich, in seinem Gefolge einen Leibjäger zu haben, dem es keiner gleich, noch viel weniger zuvor thun könne. Der König Friedrich Wilhelm I. wettete dagegen, daß er einen Schützen habe, den der beste Schütze des Königs von Polen an Kunstfertigkeit im Schießen nicht erreichen könne.

Das Wettschießen begann. Der sächsische Jäger machte sein Meisterstück, das darin bestand, daß er auf 400 Schritt in einen Pfahl drei Kugeln auf einander

schoß, so daß alle drei ein Loch bildeten. Der preußische König stellte einen Artillerielieutenant Namens Brink, der ihm dasselbe Kunststück sogleich nachmachte, ohne daß eine Kugel auch nur um ein Haar breit aus der Bahn der andern wich. Darauf aber steckte Brink einen scharfgeschliffenen Säbel in die Erde und schoß dreimal hintereinander eine Kugel so genau gegen die Klinge desselben, daß sie genau in zwei Hälften gespaltet wurde. Vergebens versuchte der sächsische Leibjäger diesen Schuß nachzuthun. Der preußische König gewann die Wette.

Nach beendeter Jagd bewirthete der Oberjägermeister, Freiherr v. Hartenfeld, die hohen Herrschaften und ihr Gefolge, im Walde unter einem hohen großen Jagdschirm, der von grünen Zweigen errichtet und mit Hirschgeweihen, Gewehren und Jagdhörnern geschmückt war. An drei langen Tafeln wurde gespeist und zahlreiche Köche, Pasteten- und Kuchenbäcker hatten dafür gesorgt, daß die Gerichte, selbst ihrer äußern Form nach, an Jagd- und Waidmannslust erinnerten.

6.

Bei den Jagdbelustigungen hatte der König später einen besonders dazu bestellten „Jagdnarren" im Dienst. Diesen Ehrenposten bekleidete ein gewisser Johann Erdmann Nessig, aus Polen gebürtig.

Im Jahre 1731 erhielt er die Bestallung eines

lustigen Jagdraths, die originell genug ist, für die Bezeichnung des Geschmackes jener Zeit, um die wörtliche Mittheilung derselben zu rechtfertigen:

Sie lautete:

„Es haben Se. Königl. Majestät ꝛc. Allergnädigst resolviret, daß der Jagd- und lustige Rath Nessig in Consideration seiner gegenwärtigen und künftigen zu hoffenden raren Meriten monatlich eine Zulage von sechs Thalern auf den Karten-Kammer-Etat haben soll. Bei solcher ihm zugewandten Gnade, wollen Se. K. M. aber auch ausdrücklich, daß er in seiner bisher lustig und eifrig jagenden Mühenwaltung, mit dem größesten Fleiß continuiren soll, und sollte er seine Jurgel weder im Schreien, noch, wenn sie trocken geworden, im Trinken sparen, auch sich bemühen, bei allem diesen noch mehr rare und lustige Qualitäten zu acquiriren.

„Und da dessen große Capacité in Staatssachen sattsam bekannt ist, so sollen zugleich der Doctor und Procurator eine Stunde in Staatssachen informiren, mit ihnen die Zeitung durchgehen, sie ihnen expliciren, dabei überall und jede Welthändel seine vernünftige und weit aussehende Remarques entdecken und dahin sehen, daß sie davon, wie sich's gehört, profitiren.

„Und da der Schneider fast mehr Geist zu haben scheint, als die beiden Untergebenen, so soll er nicht weniger dieses Genie zu cultiviren suchen, weil ihm wegen

dieser Mühewaltung die von Sr. Königl. Maj. accordirte Zulage expresse mitgegeben wird.

„Da auch bei ihm wahrgenommen, daß er im Reiten sonderliche Proben seiner Geschicklichkeit spüren lassen, und darin sehr habil sein muß, so soll er den Doctor und Procurator von Zeit zu Zeit in der Reitkunst exerciren, wozu vor der Hand sein moscovitischer Schimmel, weil der zur Genüge schon dressirt ist, noch gute Dienste wird thun können.

„Sollte sich im übrigen bei den ihm anvertrauten beiden Subjectis, dem Doctor und Procurator, eine nicht genugsame Geschicklichkeit finden, seine Lehre und Marimes genugsam zu begreifen, so soll er ihnen, doch keineswegs mit groben Worten oder Schlägen, das Gedächtniß öffnen, sondern er soll fleißig mit ihren Gemahlinnen correspondiren und solche dahin vermögen, daß sie ihren possierlichen Männern und renommirten Hahnreien wegen ihres Unvermögens und Unfähigkeit zur gebührenden Strafe ziehen, welches das beste Mittel sein wird, sie zur gehörigen Attention zu bringen. Wusterhausen, den 7. November 1731.

„Bestallung für den Jagd- und lustigen Rath Nessig."

Im folgenden Jahre ward Nessig sogar mit dem Prädicat „von Rabenpreiß" in den Freiherrnstand erhoben.

Eben so charakteristisch, in einem Witz und Humor abgefaßt, worüber man heute nicht mehr lachen kann, war das Diplom, das ihn und seine ehrlichen Nachkommen zum Freiherrn erhob. Es wurde darin gesagt, daß er in den Zeiten seines Soldatenstandes keine sonderliche Merkmale einiger ihm anklebenden Tapferkeit oder Heldenmuthes dargelegt, man auch dergleichen in's künftige wohl schwerlich von ihm zu erwarten haben möchte, ihm auch noch über das zur Last gelegt werden will, daß er zum großen Desertions= oder Galgencircul, wo nicht völlig, doch zum größten Theil absolviret und vollendet und fast bei allen Potentaten, Armeen und Kriegsvölkern, aus einer ihm angeborenen übermäßigen Lebhaftigkeit, welche ihm nicht gestattete, lange an einem Ort zu verbleiben oder sich aufzuhalten, Eid und Fahnen verlassen hätte; so haben Wir dennoch in mildester Erwägung, daß er solches Alles von ihm bis dahin geschehene rühmliche und ganz ungewöhnliche Application auf die Etats= und Jagdsachen, reparirt und ausgewischt, er auch gar angenehme Dienste durch seine männliche und mit vielen Zierrathen begleitete Beredtsamkeit, lustige Einfälle, und ein sehr fähiges weit ausgespanntes Ingenium, anzeigende hurtige Antworten, sich bei uns beliebt gemacht, aus eigener Bewegniß allergnädigst resolviret, denselben nebst seinen ehelichen Leibeserben und

deren Erbes = Erben, Mann = und Frauenspersonen, in den freiherrlichen Stand rc. . . . . . zu setzen.

So war auch das freiherrliche Wappen nach allen Regeln der Heraldik ihm genau vorgeschrieben. Es enthielt dieses Wappen „einen aus churländischem Hanf gesponnenen Strick, oder Corde in Gestalt eines angenehmen Liebes= oder Zweifelsknotens; dann Rabenflügel, Raben auf den Halmen, und als Wappenhalter einen „zum Streit und Grimm empergerichteten Auerochsen, einen Affenkopf mit herausgeschlagener, blökender Zunge," Alles genau beschrieben und mit sinnreich gesuchten Anspielungen begleitet.

Der König hatte ihm ein kostbares Staatskleid machen lassen, das von grünem Sammet war, umher mit Hasen, Affen, Schweinen und andern Thieren in Gold und Silber bordirt. Hinten auf dem Schlusse des Rockschlitzes sah man einen eben so gekleideten Jäger im Anschlage liegend. Der übrige Putz war dem Kleide angemessen.

Einst hatte der Jagdrath Nessig von Rabenpreiß, der vielen derben Späße und Neckereien müde, den Entschluß gefaßt, nicht wieder am Hofe zu erscheinen; aber der König ließ ihn, nach vergeblichen Aufforderungen, mit Gewalt wiederholen.

Das geschah in einer feierlichen Procession, die ganz Potsdam in Bewegung setzte. Voran schritt ein König=

licher Abgeordneter; darauf folgte der Kunstpfeifer von Potsdam mit seinen sämmtlichen Gesellen, welche einen lustigen Marsch aufspielten; dann der Jagd-Rath Nessig in seinem eben beschriebenen Kleide. Hinter diesem her marschirten die 12 Piqueurs in ihren rothen Jagduniformen, und andere Jagbediente, die abwechselnd mit dem Kunstpfeifer auf ihren Jagdhörnern ein Charivari blasend, einen höllischen Lärm machten. So kam der Zug ans Schloß, wo Nessig vor den König geführt wurde und eben keine angenehme Audienz hatte.

Zur Strafe seiner Desertion schickte ihn der König am 30. Juni nach Spandau, wo er noch im Jahre 1742, 70 Jahre alt, gefangen saß. Friedrich II., der niemals Freude an den Späßen und derben Neckereien dieses Jagdnarren gefunden hatte, entließ ihn bald nach seiner Thronbesteigung aus dem Arrest. Erst im Jahre 1766 ist Nessig im 88sten Jahre seines Lebens zu Kassenblatt, wo er von einer kleinen Pension, die er durch die Gnade des Königs empfing, gestorben, und mit ihm erlosch für den preußischen Hof das zahlreiche Geschlecht der Hofnarren.

Doch, nachdem wir zur Vervollständigung des Bildes vom Jagdleben des Königlichen Vaters Friedrichs des Großen vorangeeilt sind, kehren wir wieder zurück zu den Ereignissen seines Jugendlebens und des väterlichen Hofes, bald nach der Zeit der Abreise August's III.

— wo zwei große Bewegungen die Königliche Familie in tausend Aengsten und Beunruhigung setzten: Die Intriguen wegen der sich kreuzenden Heirathsprojecte für den Kronprinzen und die Prinzessin Wilhelmine, und dann der unglückliche Fluchtversuch des Erstern und dessen schreckliche Folgen.

Zweites Kapitel.

Der Kronprinz wird confirmirt — für majorenn erklärt. — Seine Gesellschafter v. Kaiserling und v. Rochow. — Prinz Friedrich wird Obristlieutenant. — Keith und Katte. — Philosophie und Debauchen des Kronprinzen. — Schreiben desselben an den König. — Dessen Antwort. — Appartements der Königin. — Neues Heirathsproject mit dem Kronprinzen von Polen. Die Kammerfrau Ramon. — Heirathsproject mit dem Prinzen von Weißenfels. — Noch ein Versuch die englische Doppelheirath zu Stande zu bringen. — Unglückliche Lage der Prinzessin Wilhelmine. — Grumbkow's Intriguen. — Portrait der Königin. — Ausweichende Antwort aus England. — Deren Folgen. — Absicht des Prinzen von Wales heimlich nach Berlin zu kommen, um die Prinzessin zu heirathen. — Folgen einer Indiscretion.

1.

Am Charfreitage 1727 war der Kronprinz Friedrich confirmirt. Er hoffte damit den Mißhandlungen seines Vaters entwachsen zu sein; aber hundert Vorfälle der schmerzlichsten Art enttäuschten ihn auf das Bitterste.

Noch bis zum September desselben Jahres behielt er seine beiden Militärgouverneurs; dann aber nahm

ihn der König persönlich unter seine Aufsicht. Was das heißen will, begreift man leicht, wenn man sich an die soldatische Denkungsweise, den aufbrausenden Charakter und das Stockregiment des Königs erinnert.

Der König von Polen hatte während seiner Anwesenheit in Berlin zwei glänzende Beweise von Königlicher Freigebigkeit gegeben. Dem Kronprinzen verlieh er den weißen Adlerorden mit einer Decoration in Diamanten, die auf 15,000 Thlr. Werth geschätzt wurde, und die Prinzessin Wilhelmine ließ er absichtlich im Spiel einige hundert Ducaten gewinnen, was dieser sehr zu statten kam, da sie in Hinsicht des Geldes sehr kurz gehalten wurde.

Mit dem Antritt seines achtzehnten Lebensjahres, am 24. Januar 1729, wurde der Kronprinz für mündig erklärt. Es wurden ihm nun zwei Gesellschafts-Cavaliere gegeben: Der heitere, lebenslustige Baron von Kaiserling und der militärisch strenge Oberst von Rochow.

Herr von Rochow war dem Könige bekannt als ein Mann von strengen Sitten, ehrlich und gehorsam bis zur pünktlichsten Aengstlichkeit.

Weniger erklärbar war die Wahl des andern Gesellschafts-Cavaliers für den Kronprinzen. In allen Dingen war er das Gegentheil von dem, was der König für eine solche Stellung verlangte. Kaiserling war leb-

hafter und unruhiger, als ein Gascogner; er sprach wie ein Buch, deutsch, französisch, italienisch, lateinisch, polnisch und holländisch; ja zuweilen redete er alle diese Sprachen durcheinander in einer Gesellschaft. Sein gutes Gedächtniß diente ihm statt des Verstandes; alles wußte er besser, als die Andern; überall war er zu Haus und doch waren seine Kenntnisse nur sehr oberflächlich. Dabei fehlte es ihm nicht an persönlicher Liebenswürdigkeit. Er war die Herzensgüte selbst; seine verbindliche Gefälligkeit trieb er so weit, daß er Jedermanns Freund war, weshalb man aber keinen hohen Werth auf seine Freundschaft legte. Doch war er allgemein als Mann von Ehre anerkannt. Die Frömmlinge haßten ihn wegen seiner Freigeisterei. Sie beschuldigten ihn, er habe keine Religion; das waren aber Eigenschaften, die den Kronprinzen anzogen. Er schloß sich ihm an mit Freundschaft und Vertrauen und schätzte ihn noch, als er schon den Thron bestiegen hatte.

Dieses günstige Urtheil eines sonst sehr scharf tadelnden Zeitgenossen *) bestätigte später nach der Thronbesteigung des Königs, in den Hauptzügen ein Anderer. **)

„Kaiserling," schreibt Bitterfeld, „ist ein lieber Mann, der mancherlei weiß, gut schreibt und gut spricht, sogar

---

*) Memoiren des Baron von Pöllnitz.
**) Bitterfeld in seinen vertrauten Briefen.

Verse macht und nebenbei ein aufgeweckter Kopf ist, der das beste Herz besitzt. Sein Aeußeres ist kurz und gedrängt; er hat kleine Augen, eine breite Nase, kleinen, angenehmen Mund und eine gelbe Hautfarbe. Sein Wesen ist offen und ungezwungen; seine Haltung gut. Er hat ganz die Sprache und Manieren eines Weltmanns. Er war immer in der Gesellschaft des Prinzen.

Nach dessen Thronbesteigung stand Kaiserling an der Spitze aller freudigen Unterthanen. Seine Zimmer wurden nie leer. Man bestürmte ihn förmlich mit Glückwünschen. Er war außer sich vor Wonne und Entzücken; er beantwortete alle schriftliche Glückwünsche und beschäftigte 50 Secretäre damit. — Kaiserling wurde Friedrich's II. General-Intendant und von ihm in den Grafenstand erhoben. Er starb im Jahre 1745 kurz nach Jordan, und Friedrich II. gab ihm das schöne Zeugniß warmer Anerkennung, indem er schrieb: Ich habe in weniger als drei Monaten meine treuesten Freunde verloren, mit denen ich immer gelebt habe, und deren angenehmer Umgang und tugendhaftes Leben, wie die wahre Freundschaft, die ich für sie hegte, mir oft den Kummer haben besiegen und Krankheit haben ertragen helfen.

Eine in den Augen des Königs wichtige Beförderung erhielt der Prinz, indem er 1728 vom Hauptmann (seit 1725) zum Obristlieutenant ernannt wurde

Um diese Zeit traten die unglücklichen Mißverhältnisse zwischen Vater und Sohn ein, die später zu dem Fluchtversuch führten.

Friedrich's feiner, rascher und feuriger Geist fühlte sich durch das pedantische Schlendrianleben, das er unter den Augen seines Vaters führen mußte, durch das unabläßige Exerciren, das Absperren von Musik und Büchern, zu denen ihn seine tiefste Neigung hinzog, und durch die harte Behandlung seines Vaters, die er täglich zu erdulden hatte, in eine ungemein gepreßte Lage versetzt.

In dieser Stimmung hatte er 1728 die Reise nach Dresden angetreten, wo sich ihm gleichsam eine neue Welt eleganter Lebensformen und ein Feenreich sinnlicher Freuden aufschloß, das der bis dahin noch unschuldig gewesene Prinz noch nicht gekannt hatte. Nicht ohne Erfolg hatte die reizende Circe Friedrich's, die Gräfin Orzelzka, ihre verführende Macht geübt.

Der Prinz trat damit in die wüste Periode seines Lebens, worin er sich allen Debauchen einer glühenden Jugend überließ. — Seine beiden vertrautesten Freunde, der Königliche Page Keith und der Lieutenant von Katte wurden auf diesem Wege der Ausschweifungen die Führer und Verführer des Prinzen.

Besonders war dieses Keith, einer der Pagen des Königs, der sich besonders dadurch bei dem Thronfolger

zu insinuiren wußte, daß er ihm Gelegenheit verschafft hatte zu geheimen Zusammenkünften mit der Gräfin Orzelzka. Der Prinz, der ein warmes Gefühl hatte, liebte ihn bald leidenschaftlich und schenkte ihm sein intimstes Vertrauen.

Keith hatte ein sanftes, theilnehmendes Gemüth und bezeugte dem Kronprinzen Mitgefühl bei der Strenge, die er von seinem Königlichen Vater zu erdulden hatte. Prinz Friedrich gab ihm dafür manchen Beweis des Vertrauens, woraus er erkennen mußte, wie lieb und werth er dem Thronfolger sei. Es läßt sich begreifen, daß in dem vom künftigen Könige so sehr ausgezeichneten junge Mann der Gedanke erwachte, daß er bestimmt sei, einmal eine große Rolle zu spielen und dadurch sich verleiten ließ, den Neigungen des Kronprinzen auf jede Weise zu schmeicheln.

Hatte des Prinzen Lieblingsschwester Friederike Wilhelmine bemerkt daß er den Pagen freundschaftlicher behandelte, als es die Standesverhältnisse wohl hätten zulassen dürfen, und machte die Prinzessin ihm darüber ihre Vorstellungen, so antwortete er ihr: Ich habe diesem jungen Menschen viel zu verdanken; denn er trägt mir jede Aeußerung des Königs über mich zu und setzt mich dadurch in den Stand, seinen Zorn zu beschwichtigen, oder seinen Mißhandlungen auszuweichen.

Als der König bemerkte, daß sein Page Keith mit

dem Kronprinzen auf einem vertrauten Fuße stand, ernannte er ihn zum Officier bei einem Regimente, das in Wesel lag. Prinzessin Wilhelmine freute sich dieser Beförderung, weil sie hoffte, daß der Prinz nun seine Debauchen unterlassen werde, da sein Verführer entfernt war. Allein Prinz Friedrich fand einen andern Freund, der nicht nur seinen Neigungen schmeichelte, sondern auch einen nachtheiligen Einfluß auf das Sittlichkeits-Princip ausübte. Das war der schon genannte Lieutenant von Katt, ein Sohn des Obristen Hans Heinrich v. Katt, aus einer alten magdeburgschen Familie. Sein mütterlicher Großvater war der bekannte Feldmarschall v. Wartensleben.

Der junge Katt hatte gute Studien gemacht. Seines ausgezeichneten Genies wegen war er zum Civildienst bestimmt. Der König aber, dem das nicht gefiel, hatte ihn ins Militär gesteckt. Er wurde bald Capitän der Garde-Gensdarmen.

Der häufige Besuch desselben in dem Hause des französischen Gesandten in Berlin, des Generallieutenants Graf von Rothenburg, mehrere Reisen ins Ausland, der Besuch fremder Höfe, Fleiß, Lectüre und Genie hatten Geist und Sitten des jungen Katt verfeinert. Er war höchst gebildet und besaß dabei eine feine Tournüre und angenehme Unterhaltungsgabe.

Sein Aeußeres war nichts weniger als einnehmend.

Sein Gesicht war unbeschreiblich häßlich, von einem ungewöhnlich dunklen Teint und voller Nähte, die durch tiefe Pockengruben veranlaßt waren. Sein Bart war unregelmäßig gewachsen und verwildert. Seine dicken, schwarzen Augenbrauen, die ihm fast die Augen bedeckten und sich über der Nasenwurzel vereinigten, gaben ihm eine finstere Physiognomie.

Seine Lebensweise war ungeheuer ausschweifend. Dabei machte er den starken Geist.

In seinem Umgange verlor leider der Kronprinz den religiösen Glauben, welcher freilich durch das formulirte Beten und Bibellesen, wie es dem Prinzen in der Instruction seines königlichen Vaters vorgeschrieben war, für einen so regen freien Geist wie der seinige war, wenig Nahrung empfangen hatte.

Daher fand Katte mit seiner modernen Philosophie bei ihm Eingang, wenn er den Lehrsatz vertheidigte, daß sich der Mensch der Sünde nicht erwehren könne, sobald er für dieselbe vorher bestimmt sei.

Ein entsetzlicher, Sitten verderbender Grundsatz! und so war es eben so sehr Verirrung des Geistes, als eines lebhaften Temperaments, wenn der Kronprinz Friedrich an der Hand dieses Vertrauten sich mit aller Gluth einer jugendlichen, verlangenden und unbefriedigten Seele, mit den französischen Debauchen auch der französischen modernen Philosophie seiner Zeit in die Arme warf, wie sie da-

mals Voltaire ausgebildet hatte, in die ihn Katte zuerst einweihte.

Dem sittlich strengen Könige konnte diese veränderte Lebensrichtung seines Sohnes und Thronerben unmöglich entgehen. Anstatt aber die Verführer zu entfernen und solche Debauchen durch bessere Aufsicht unmöglich zu machen, behandelte ihn der König mit rauher Strenge. Der Prinz suchte seinen Vater zu versöhnen, indem er ihm am 11. September 1728 von Wusterhausen aus folgenden charakteristischen Entschuldigungsbrief schrieb:

„Mein lieber Papa! Ich habe mich lange nicht unternehmen mögen, zu meinem lieben Papa zu kommen, theils weil es mir abgerathen, vornehmlich aber, weil ich mich noch einen schlechtern Empfang als den ordinären sollte vermuthen sein und aus Furcht meinen lieben Papa mehr mit mein gegenwärtiges Bitten zu verdrüßen, habe es lieber schriftlich thun wollen. Ich bitte also meinen lieben Papa mir gnädig zu sein und kann hiebei versichern, daß nach langem Nachdenken mein Gewissen mir nicht das Mindeste gezeigt hat, worin ich mich etwas zu reprochiren haben sollte; hätte ich aber wider meinen Willen und Wissen gethan, das meinen lieben Papa verdrossen habe, so bitte ich hiermit unterthänigst um Vergebung und hoffe, daß mein lieber Papa den grausamen Haß, den ich aus allem seinem Thun genug habe wahrnehmen können, werde fahren lassen, ich könnte mich sonst

gar nicht darein schicken, da ich sonsten immer gedacht habe, einen gnädigen Vater zu haben und ich nun das Contraire sehen sollte. Ich fasse nun das beste Vertrauen und hoffe, daß mein lieber Papa dieses Alles nachdenken und mir wieder gnädig sein wird, indeß versichere ich Ihn, daß ich doch meine Tage nicht mit Willen fehlen werde und ungeachtet seiner Ungnade mit unterthänigstem und kindlichstem Respect bin meines lieben Papa getreuster und gehorsamster Diener und Sohn.

Friedrich."

König Friedrich Wilhelm war sehr übel auf den Briefsteller zu sprechen. Er nannte ihn, wie schon erwähnt ist, „den Querpfeifer und Poeten." Er war wüthend darüber, daß Prinz Friedrich eine Neigung hatte den französischen Petit-maitre zu machen. Allerdings war der Prinz in seiner Jugend von Eitelkeit nicht frei. Er rühmte gegen seinen Tanzmeister, daß er den kleinsten Fuß unter allen Cavalieren am Hofe habe. Als er im Jahre 1724 von den Pocken befallen war, äußerte er sich sehr ängstlich darüber, daß sein Gesicht durch Pockengruben entstellt werden würde. Zum Glück ließen bei ihm die Pocken nicht die geringste Spur zurück. Seiner flatternden Seitenlocken, welche der Hofbarbier Sternmann ordonnanzmäßig accommodiren sollte, aber verschonte und in den Zopf einband, sowie seiner Neigung sich nach der

französischen Mode zu kleiden, was Alles bei dem Könige schwer verpönt war, haben wir schon gedacht.

Und so hielt denn Friedrich Wilhelm I. seinen Sohn für weichlich, hartnäckig und stolz, und seine kräftige Antwort sprach sich darüber auf eine originelle Weise aus, die den Prinzen leicht zu einem Heuchler hätte machen können, hätte ihm nicht das tief in seiner Seele schlummernde Selbstgefühl wenigstens seine geistige Unabhängigkeit erhalten.

Der König schrieb ihm:

„Sein eigensinniger böser Kopf, der nit seinen Vater liebet, dann wann man nur Alles thut, absonderlich seinen Vater liebet, so thut man was er haben will, nit, wenn er dabei steht, sondern wenn er nit Alles sieht. Zum Andren weiß er wohl, daß ich keine „effeminirten" Kerl leiden mag, der keine männliche Inclinationen hat, der sich schämt, nit reiten noch schießen kann und dabei mal propre an seinem Leibe, seine Haare wie ein Narr sich frisiret und nit verschneidet und ich Alles dieses tausendmal reprimandirt, aber Alles umsonst und keine Besserung in nits ist. Zum andern hoffärthig, recht bauernstolz ist, mit keinem Menschen spricht, als mit welche, und nit popular und affabel ist, nur mit dem Gesichte Grimassen macht, als wenn er ein Narr wäre, und in nits meinen Willen thut, als mit der Force angehalten; nits aus Liebe und er Alles dazu nits Lust hat, als seinem

eignen Kopf folgen, sonste Alles nits nütze. Dieses ist die Antwort.

Friedrich Wilhelm."

Zu dem Zorn des Königs gegen den Kronprinzen, sowie überhaupt zu der steten Aufgereiztheit des Erstern und den Mißhelligkeiten mit der Königin trugen noch die unglücklichen Heirathsintriguen bei, die eben, indem sie die Stimmung des Königs erbitterten, einen so bedeutenden Einfluß auf das Geschick des Kronprinzen hatten, daß wir darin eine der mitwirkenden Ursachen erkennen müssen, welche die entsetzliche Katastrophe des Fluchtversuchs des Kronprinzen herbeiführte.

Folgen wir diesen Familienereignissen, nach den interessanten Mittheilungen der Prinzessin Wilhelmine.*)

2.

Bald nach der Abreise des Königs von Polen traf der König Friedrich Wilhelm I. eine Reise nach Königsberg in Preußen an.

Der Kronprinz blieb in Potsdam zurück, wo er seine militärischen Uebungen, die ihm so sehr zuwider waren, fortsetzen mußte und nur Umgang mit Officieren haben durfte, von denen ihm die Mehrzahl, die roh war und wenig Geist hatte, nicht zusagte.

*) In den Memoiren der Markgräfin von Anspach.

Während der Abwesenheit des Königs waren viele vornehme und hochgebildete Fremde in Berlin und dieser Umstand gab die Veranlassung, daß die Königin, die sich jetzt frei fühlte, auf Befehl des Königs einen Hof hielt, der durch die Anwesenheit jener Fremden und einer reichen und eleganten Diplomatie einen Glanz gewann, wie man bisher in Berlin nicht gesehen hatte.

In diesen glänzenden Abendgesellschaften der Königin ging es begreiflich viel feiner her, als in den nächsten Umgebungen des Königs. Der König August von Polen hatte gegen die Königin und den Kronprinzen die Aufmerksamkeit gehabt, die besten Musiker seiner Capelle nach Berlin zu senden, die dann in den Appartements der Königin treffliche Concerte aufführten, deren Kunstgenüsse dem Kronprinzen seine glücklichsten Stunden während der Abwesenheit des Königs gewährten.

Auch Prinzessin Wilhelmine, welche Musik ebenso sehr liebte, als ihr Bruder, genoß die Freuden dieser Unterbrechung eines sonst so stillen Hoflebens, in welchem heitere ungezwungene Conversation mit Tanz und Kunstgenuß wechselten. Wir haben bereits erwähnt, daß Prinzessin Wilhelmine schon als Kind so reizend tanzte, daß sogar der sonst so strenge König seine Freude daran hatte. Die Prinzessin war eine leidenschaftliche Freundin vom Tanz. Sie genoß dieses ihr selten zu Theil werdende

Vergnügen um so mehr, als die Heirathsintriguen, die ihr so oft Verdruß machten, ganz zu ruhen schienen.

Und dennoch war ein neues Project dieser Art im Werke gewesen.

Der König, ungeduldig über das Zögern des englischen Hofes mit der Vollziehung der projectirten Doppelheirath, hatte im Geheim ein anderes, ihm vortheilhafter scheinendes Project für die Vermählung der Peinzessin Wilhelmine mit dem Kronprinzen von Polen unterhandelt. Der sächsische Gesandte Graf Flemming hatte dieses Project während der Anwesenheit des Königs und des Kronprinzen von Polen in Berlin angeknüpft und ebenso diplomatisch fein, als eifrig betrieben. Bald nach der Rückkehr des Königs August nach Dresden, war dieses Geschäft schon dem Abschluß nahe, als sich der Erbprinz demselben widersetzte. Die Verbindung wäre für beide Könige vortheilhaft gewesen; denn der König Friedrich Wilhelm I. würde dem Könige August II., der immer Geld brauchte, für seine verschwenderische Mätressenwirthschaft und prächtige Hofhaltung drei Millionen Thaler geliehen und der Prinzessin Wilhelmine einen ansehnlichen Brautschatz mitgegeben haben, wogegen der König von Polen versprach dem Erstern die Lausitz auf zwanzig Jahre zu verpfänden und ihm die Einkünfte dieser fruchtbaren Provinz zu überlassen. Auch war der Prinzessin ein bedeutendes Witthum zugesagt und im

Betreff der Religion war jedes Hinderniß beseitigt worden. Dabei sollte die Prinzessin stets in Dresden und der schönen Umgegend residiren und nicht gezwungen werden mit nach Polen zu gehen.

Doch dieser schöne Plan scheiterte an der entschiedenen Weigerung des Erbprinzen von Sachsen diese Artikel zu unterzeichnen.

Die Königin war glücklich, als sie vernahm, daß dieses Project, welches sich mit ihren englischen Heirathsplänen gekreuzt haben würde, völlig gescheitert war. Sie hatte nicht aufgehört in dieser Beziehung mit den Gesandten von England und Frankreich zu intriguiren. Dem Könige waren alle diese Schritte nicht unbekannt geblieben. Bei der Schwäche der Königin für die Ramon, der sie nichts verschweigen konnte, erfuhr die so intriguante Kammerfrau nicht allein jeden Schritt der Königin, sondern auch die geheimsten Gedanken ihrer Seele. Die Ramon aber hatte nichts Eiligeres zu thun, als so schnell wie möglich durch den malitiösen Eversmann, oder den vertrauten Leibchirurgus Holzendorf, solche Entdeckungen dem Könige zutragen zu lassen.

„Der Kronprinz, Prinzessin Wilhelmine und die Damen des Hofes kannten diese Verräthereien der intriguanten Person, aber die Königin war so von ihr eingenommen, daß sie keiner Anschuldigung dieser Art Glauben geschenkt haben würde, und die Ramon war als eine

so boshafte und rachsüchtige Creatur bekannt, daß Niemand es wagte der Königin darüber Mittheilungen zu machen.

Die Indiscretion der Königin gegen ihre Vertraute ging so weit, daß der französische Gesandte der Prinzessin einigemale mit Empfindlichkeit sagte, daß er nicht begreife, wie man in Grumbkow's Hause Alles, auch das Geheimste, was er der Königin anvertraue, sogleich erführe.

Prinzessin Wilhelmine, die das Räthsel leicht hätte lösen können, wollte begreiflich ihre Mutter nicht compromittiren und beschränkte sich darauf ihm zu entgegnen, daß sie nichts davon wisse, indeß sehr froh sei, wenn sie Dinge, die sie nichts angingen, nicht erführe.

„Ich werde," erklärte er zuletzt, „der Königin gar nichts mehr sagen; dagegen Ew. königliche Hoheit Alles mittheilen, was Ihr eigenes Interesse betreffen wird. Das würde jedenfalls besser sein."

„Nein, nein," entgegnete sie, „ersparen Sie mir solche Mittheilungen. Es ist mir schon unangenehm, wenn mir die Königin einmal etwas anvertraut. Ich habe Ihnen schon gesagt, daß ich gerne unwissend bleibe in allen solchen Angelegenheiten."

„Sie betreffen aber doch," antwortete er dringender, „das Glück des ganzen Staats und Volks."

„Das will ich gern glauben," versetzte die Prin-

zessin, ablenkend, „aber bis jetzt habe ich mich noch nicht um die Zukunft bekümmert.“

„Glücklicher Weise,“ fügte sie hinzu, „ist mein Ehrgeiz sehr beschränkt. Ich habe in dieser Hinsicht meine eigenen Ansichten, die von denen anderer Personen sehr abweichen mögen.“

3.

Alle diese Intriguen brachten den König sehr auf. Aber die Pläne Seckendorf's und Grumbkow's waren noch nicht völlig zur Reife gediehen; sie verhinderten daher den König jetzt schon loszubrechen, veranlaßten ihn sich eine Verstellung aufzulegen, die seinem sonst graden und offenen Charakter ganz zuwider war.

Lange aber vermochte der König diesen Zustand nicht zu ertragen und gegen die Königin den Freundlichen zu spielen, während er tief im Innersten von Groll und Aerger angefüllt war.

Bald nach der Rückkehr des Königs aus Ostpreußen, ging die königliche Familie von Berlin nach Wusterhausen. Wenige Tage hatte der Hof in diesem tristen Aufenthalt zugebracht, und vergebens hatte der König versucht sich seinen Unmuth durch die wilden Freuden der Parforcejagd zu vertreiben, da aber vermochte er sich nicht länger zu halten, der Sturm brach los. Eines Tages

trat er ungewöhnlich aufgeregt in das Zimmer der Königin und schloß die Thür hinter sich zu.

Prinzessin Wilhelmine und ihre jüngeren Schwestern befanden sich in einem der daranstoßenden Zimmer. Die jüngern Prinzessinnen hatten weniger Arg daraus; aber Wilhelmine gerieth in furchtbare Angst, besonders da sie bald einen heftigen Wortwechsel im Zimmer der Königin vernahm. Der König sprach sehr laut und heftig, die Königin weinte. Wilhelmine gerieth in eine Unruhe, daß sie heftig zitterte und weinte; denn sie vermochte nicht zu errathen, warum es sich handle. Auch die jüngern Prinzessinnen wurden nun ängstlich und weinten. Die Damen in den Vorzimmern sahen einander änglichst an und flüsterten einander zu mit bedenklichen Mienen. Dabei dämmerte der Abend und kein Lakai konnte eintreten und die silbernen Armleuchter mit brennenden Wachskerzen hinein tragen. Auch im Zimmer der Prinzessinnen und in den Vorgemächern, wagte man aus Furcht vor dem Könige noch kein Licht anzuzünden. Alles war schauerlich still; um so deutlicher hörte man die polternde Stimme des Königs und das Schluchzen und Weinen der Königin.

So vergingen anderthalb peinliche Stunden, bis endlich der König heftig die Thür aufriß und mit einem wüthenden Gesicht davon ging.

Kaum war er fort, so rief die Königin die Prinzessin Wilhelmine zu sich ins Zimmer. Diese ahnete so-

gleich, daß der ganze Streit ihre Verheirathung betroffen habe. Längst war sie gewohnt in dieser wichtigsten Angelegenheit für das weibliche Herz nicht gefragt zu werden. Ein Fieberschauer ging ihr über, wenn sie daran dachte und mit Wehmuth sah sie die blauen Augen ihrer Mutter in Thränen schwimmen.

Die Königin rief sie sogleich zu sich. Sie umarmte ihre Tochter zärtlich und sagte weinend: „Alles ist verloren: man will Dich verheirathen, Wilhelmine, und Du erräthst nicht an wen?"

Wilhelmine blieb ganz erstarrt, bis sie endlich antwortete: „Ich muß fürchten, daß es keine gute Versorgung ist, liebe Mama, da ich Sie so bekümmert sehe."

„Nein, das ist es nicht," entgegnete sie immer noch mit dem Ausdruck vom tiefsten Schmerz, „und doch ist es auch in dieser Hinsicht eine unglückliche Partie. Der König will Dich vermählen, rathe mit wem? nun, Du erräthst es nicht, das Project ist zu unsinnig, mit dem Prinzen von Weißenfels."

Wilhelminens Erstaunen war ungeheuer. Er war ein apanagirter Prinz, der kaum genug Einkommen hatte, um für sich allein nur standesmäßig zu leben.

Anfangs kam ihr dieses Heirathsproject so unwahrscheinlich vor, daß sie zu der Königin sagte: „Ich glaube, der König hat nur um Sie zu beunruhigen von dieser Sache gesprochen; unmöglich kann es sein Ernst sein."

„Wenn ich Dir nun aber sage," entgegnete die Königin, „daß er hierher kommen wird, und daß dann sogleich Deine Verlobung mit ihm gefeiert werden soll. Waffne Dich mit Standhaftigkeit, meine Tochter. Ich verspreche Dir, Dich zu unterstützen. Aber was auch vorgehen möge, willige niemals ein."

Wilhelmine küßte unter Thränen die Hand ihrer Mutter und da sie selbst einen Abscheu gegen diese Verbindung hatte, so sprach sie den festen Entschluß aus, zu widerstreben, so lange es nur möglich sein würde.

Noch an demselben Tage bestätigten Briefe aus Berlin diese unangenehme Nachricht. Wilhelmine befand sich in der entsetzlichsten Gemüthsbewegung. Sie sah vorher, welches Urtheil dieses neue Vermählungsproject und ihre Weigerung in die königliche Familie bringen würde. Sie zitterte bei dem Gedanken, den Zorn des Königs, der fürchterlich war, gegen sich selbst zu reizen.

„Gebe ich dem Willen meines Vaters nach," sprach sie zu ihrem Bruder, dem Kronprinzen, „so lade ich den Zorn meiner Mutter auf mich. Und folge ich dieser, wer sichert mich dafür, daß mein Vater sich nicht so weit vergißt, mich thätlich zu mißhandeln? — Ach ich unglückliches Kind! — wäre ich doch die Tochter des geringsten Bürgers, so hätte doch mein Herz Freiheit zu wählen und meine Hand würde nicht wie eine

Waare an irgend einen mir völlig gleichgültigen Abnehmer fortgegeben."

Prinz Friedrich suchte sie zu trösten so gut es gehen wollte und machte ihr Muth, so lange als möglich auszuharren im Widerstande. „Es giebt ja," sprach er, „eine Art von Widerstreben, wobei man kaum einmal nein zu sagen braucht. Es kommt am Ende nur darauf an, den Bewerber so zu behandeln, daß er als Mann von Ehre selbst zurücktreten muß — meiner Mitwirkung dabei darfst Du versichert sein."

Aber der arme Prinz — hat er eine solche Mißhandlung von meiner Seite verdient? — Doch ich werde sehen, wie weit man mit entschiedener Sprödigkeit kommen kann, ohne ihn allzu tief zu kränken.

4.

Am 27. September des Jahres 1728 kam der Prinz von Weißenfels, in Folge einer Einladung von Seiten des Königs, wirklich in Wusterhausen an. Wilhelmine sah daraus den furchtbaren Ernst ihres Vaters, der, was er einmal beschlossen hatte, auch mit einer unaufhaltsamen Energie durchzuführen wußte.

Kaum hatte der König den Prinzen begrüßt und ihm ohne Umschweife seine Absicht kund gegeben, so begab er sich zur Königin und befahl ihr, schleunigst ihre und der Prinzessin Juwelen von Berlin kommen zu lassen,

da er verlange, daß Wilhelmine damit aufgeputzt werde; denn er wolle sogleich ihre Verlobung mit dem Prinzen feiern.

Die Königin war außer sich, indem sie damit alle ihre längst gehegten Lieblingspläne durchschnitten sah. Sie antwortete mit der eisigen Kälte, die ihr eigen war: „Das wird nicht geschehen; lieber will ich sterben, als in diese unglückliche Heirath willigen, die mir so verhaßt ist.“

Der König ging fort, indem er weiter nichts sagte, als: „Es bleibt dabei!“ Aber das sprach er in einem so rauhen und gebieterischen Tone, daß an einen Widerspruch nicht zu denken war.

Am folgenden Morgen, als am Michaelistage, ging die ganze Königliche Familie in die Kirche. Der Herzog von Weißenfels wendete während des Gottesdienstes kein Auge von Prinzessin Wilhelmine. Diese befand sich, seit seiner Ankunft, in der schrecklichsten Gemüthsbewegung; sie hatte weder am Tage, noch in der Nacht Ruhe. Sie stand an der Schwelle eines Schrittes, der für ihr ganzes Leben entscheiden sollte, zugleich vor dem Anfange eines Kampfes, der jedenfalls von der Seite ihres Vaters oder ihrer Mutter ihren häuslichen Frieden zertrümmern mußte. In den Staaten des Königs gab es keine unglücklichere Jungfrau, als die älteste Tochter des Königs.

Kaum war der Gottesdienst beendigt, so stellte man den Herzog von Weißenfels der Königin vor. Diese aber kehrte ihm den Rücken zu, ohne ein Wort zu sagen.

Prinzessin Wilhelmine hatte sich eiligst und unbemerkt aus der Kirche entfernt, um seine Anrede zu vermeiden.

Man kann sich denken, in welcher peinlichen Lage sich der Herzog befand, der aus diesem Benehmen der Königin und der Prinzessin nur zu deutlich erkennen mußte, wie sicher beide gegen eine Heirath eingenommen waren, zu der er selbst, ohne alle Neigung, sich nur durch die Befehle des Königs hingedrängt fühlte.

Die Königin, die in Wusterhausen einige Personen, denen sie vertrauen zu dürfen glaubte, in ihrer Umgegung hatte, beschloß, den Herzog benachrichtigen zu lassen, daß er, im Fall er auf seinen Ansprüchen beharren sollte, riskire, öffentlich abgewiesen und beschimpft zu werden; und dazu würde sie selbst das ihrige beitragen. Sie fügte hinzu, man solle ihm ausdrücklich sagen, daß weder sie, noch die Prinzessin jemals in diese Heirath willigen werde; sie könne ihm daher nur rathen, sich auf eine gute Art zurück zu ziehen, um einen Eclat, der ihm auf keine Weise Ehre bringen würde, zu vermeiden.

Ohngeachtet der Abneigung, welche die Prinzessin gegen diesen Prinzen hatte, der ihr zum Gemahl aufgedrungen werden sollte, ließ sie ihm doch Gerechtigkeit

widerfahren und gestand sich selbst, daß er ein rechtlicher Mensch, aber von höchst beschränktem Verstande sei, der sich ohne fremden Antrieb gewiß niemals ein solches Hirngespinnst — wie den Prinzen eines so kleinen Staats, das Project einer Vermählung mit der Tochter eines so großen Königs erscheinen müßte — in den Kopf gesetzt habe.

Er faßte sogleich seinen männlichen Entschluß und schrieb dem König, daß er die ihm zugedachte Ehre, ihn zu seinem Schwiegervater zu wählen, geziemend zu schätzen wisse, sich aber ihrer unwürdig bekenne, und dem Könige gestehe, daß er, wie groß auch das Glück sein würde, Prinzessin Wilhelmine, Königl. Hoheit, zu besitzen, er doch lieber entsagen, als dieselbe gegen ihren Willen heirathen würde.

„Ich bitte also Ew. Majestät auf das Inständigste" schloß er seinen Brief, „Ihrer Königlichen Hoheit der Prinzessin in dieser Hinsicht die vollkommene Freiheit zu lassen und ihrer Neigung keinen Zwang anzulegen."

Kaum hatte der König diesen Brief empfangen, so brachte er ihn der Königin, und die Mißhelligkeiten gingen von Neuem an.

Die Königin bat und weinte so lange, bis sie endlich noch einen Aufschub erhielt.

„Aber nur unter der Bedingung," erklärte der

König auf das Bestimmteste, „daß Sie sogleich an die Königin von England schreiben und auf eine sofortige und entscheidende Erklärung in Hinsicht der Vermählung meiner Tochter mit dem Prinzen von Wallis dringen. Ist die Antwort, wie ich sie wünsche, so entsage ich allen Partien, die sich für Wilhelmine anbieten; fahren sie aber fort, mich mit schönen Worten hinhalten zu wollen, so breche ich ohne Umstände, und soll mich alsdann nichts abhalten, sie zu verheirathen, wie es mir beliebt.“

„Ich bin dazu bereit,“ entgegnete die Königin, „nach England zu schreiben und zweifle keinen Augenblick am günstigen Erfolg.“

„Das wollen wir sehen,“ antwortete der König, „ich sage Ihnen aber voraus, daß, wenn man mich nicht zufriedenstellt, keine Gnade mehr für Ihre Mademoiselle Tochter zu hoffen ist.“

„Und was Ihren Thunichtgut anbetrifft,“ fuhr der König fort, und meinte damit den Kronprinzen, „so erwarten Sie nicht, daß ich ihn verheirathe. Ich will keine Schwiegertochter, die die Nase hoch trägt, und mir den Hof mit Intriguen anfüllt, wie es gewisse Andere schon mehr als zu viel thun. Der R... nase von Ihrem Herrn Fritz werde ich eher die Peitsche als eine Frau geben lassen.“

Und damit kam er in Fluß der Rede, indem er

über den Prinzen einen Strom von Schmähungen ergoß. Zum Glück war dieser nicht anwesend.

5.

So war die Unterredung denn endlich beschlossen, aber auf eine Weise, die der Königin bei reiferem Nachdenken einen Theil jener Zuversicht nahm, die sie dem Könige gegenüber auf die Erfolge ihrer Schreiben nach England gezeigt hatte.

Da sie indeß in solchen Fällen sich selbst gern zu täuschen suchte, so sagte sie, gewiß gegen bessere innere Ueberzeugung, zu der Prinzessin: „Ich wenigstens gebe den Muth nicht auf und hoffe noch immer, daß es gut gehen werde."

„Ich, liebe Mama," entgegnete die Prinzessin, „muß leider bekennen, daß ich nicht im Stande bin, diese Zuversicht zu theilen. Der König von England wird nie einwilligen in meine Heirath, ohne die meines Bruders. Sie wissen aber, daß mein Vater entschieden gegen diese Partie des Kronprinzen gestimmt ist. Und sollte, wie zur erwarten steht, die Antwort aus England nicht ganz nach seinen Wünschen ausfallen, so sind Auftritte zu befürchten, die zu verhindern weder in Ihrer Macht steht, Mama, noch in der meinigen."

Die Königin fuhr auf. Ihr Angesicht röthete sich vor Aerger. Ein heftiger Zornausbruch, der oft mit Krämpfen endete, war zu befürchten. Doch nahm sie sich zusammen, im Gefühl, daß ihre Tochter doch wohl so unrecht nicht habe, und sagte sanfter, als es sonst ihre Weise war:

„Du verlierst schon den Muth. Dann aber fuhr sie heftiger fort: „Heirathe meinetwegen den dicken Johann Adolph, aber sei meines Mutterfluchs gewiß.“

„Theuerste Mama,“ entgegnete Wilhelmine im wehmüthigsten Tone, „seien Sie überzeugt, daß mir mein eigener Vortheil nur zu wohl bekannt ist, um nur einen Augenblick blind zu sein gegen das Nachtheilige dieser Vermählung für meine Zukunft. Und so hängt mein eignes Wohl davon ab, daß ich Alles anwende, um sie wo möglich zu vermeiden.“

Diese Antwort besänftigte die Königin; Prinzessin Wilhelmine durfte es nicht wagen, ihr das Wahre ihrer innersten Gedanken und Befürchtungen zu sagen; denn sie sah wohl, wie jeder nur leise angedeutete Zweifel am Erfolge ihres Widerstandes die Königin aufbrachte.

Indeß wurde sie nachdenkend. Nach einer Pause sagte sie: „Mir fällt ein unfehlbares Mittel ein, unseren Zweck zu erreichen. Aber mein Sohn — der Kronprinz — muß uns auch zum Werkzeuge dienen.

Er muß mit mir zu gleicher Zeit an meine Schwester, die Königin von England, schreiben und ihr sein fürstliches Wort verpfänden, nie einer Andern seine Hand zu geben, als ihrer Tochter, der Prinzessin Amalie; doch nur unter der Bedingung, daß sie einwillige, Deine Heirath mit dem Prinzen von Wales zu vollziehen."

Prinzessin Wilhelmine durfte es nicht wagen, gegen diesen Vorschlag, von dem sich die Königin große Erfolge versprach, das Geringste einzuwenden.

Aber der Kronprinz, der jetzt eintrat und sogleich von dieser Idee der Königin in Kenntniß gesetzt wurde, gab seine Hand darauf. Er selbst wünschte leidenschaftlich, sich mit einer englischen Prinzessin zu verheirathen. Er hoffte dann am englischen Hofe gegen die Mißhandlungen seines Vaters, die ihm von Tage zu Tage unerträglich wurden, Schutz zu finden. Und so schrieb er denn den unseligen Brief unverzüglich und die Königin schickte ihn im Geheimen ab.

6.

Prinzessin Wilhelmine befand sich in der traurigsten Lage, die man sich nur denken kann. Der Prinz von Wales, den sie nie mit Augen gesehen hatte, war ihr völlig gleichgültig. Ja sie spürte gegen ihn noch eine Art von Abneigung in ihrem Innern. Daran aber

war die Königin selbst schuld gewesen. Sie hatte von ihm eine sehr wenig einnehmende Schilderung gemacht.

„Es ist ein guter Prinz," sagte sie zuweilen zu ihrer Tochter, wenn sie von dem ihr bestimmten Gemahl aus dem englischen Hause sprach, „er ist gutmüthig, aber einfältig, und wenn Du einst die Gefälligkeit haben wirst, seine Maitressen zu dulden, so wirst Du mit ihm machen können, was Du willst; denn liederlich ist er im höchsten Grade."

„Für meine Mutter," sprach die Prinzessin zu dem Kronprinzen im Vertrauen, nachdem sie ihm Mittheilung über diese Aeußerung derselben gemacht hatte, „möchte ein solcher Gemahl wohl eben recht gewesen sein; denn die regierte sehr gern; da ich aber wenig nach diesem Glücke frage, so ist meine Ansicht vom Glück der Ehe eine ganz andere. Ich wünschte mir einen Gatten, dem ich aus wirklicher Achtung meine Hand geben könnte und der mir ein wahrer Freund für das ganze Leben sein würde. Nach meinen vielleicht zu idealen Ansichten sollten gegenseitige Achtung und Zärtlichkeit die Richtschnur der Handlungen zweier Vermählten gegen einander sein, und aus diesen Empfindungen allein sollte mein Bemühen, meinem Gemahl zu gefallen hervorgehen. Der Begriff von Pflicht schließt bei einer Frau alle Freundschaft für ihren Mann aus. Wenn man wahrhaft und in der Tiefe des Herzens liebt, wird

nichts mehr schwer, um dem geliebten Gegenstande zu gefallen.“

Prinz Friedrich lächelte. „Meine kleine Freundin,“ sprach er im gutmüthig spöttelnden Tone, „hat noch ihre phantastische Mädchenphilosophie. Die Philosophie des Lebens ist eine andere. Wer auf den Stufen eines Throns geboren ist, hat weder Recht noch Macht, seine Hand nach der Richtung hin zu geben, welche das Herz einschlägt. Die Heirath in den höchsten Regionen der Gesellschaft ist nicht mehr, als ein politischer Alliance-tractat. Er verbindet nicht zu mehr, als den Schein und die äußeren Formen eines ehelichen Lebens achtungsvoll zu beobachten. Ich wenigstens darf versichern, wenn mir, wie ich erwarten muß, eine Gemahlin aufgedrungen werden sollte, die nicht Gegenstand meiner Wahl und meiner Neigung ist, so werde ich mich ohne Gewissensvorwürfe von jeder andern Verpflichtung gegen meine Gemahlin losgesagt sehen, als von der, ihr die Hand vor dem Altare zu geben, auf die Frage des Priesters mit: Ja, zu antworten, ihr einen anständigen Hausstand zu machen und dafür zu sorgen, daß man sie achte und ehre, wie es der Rang meiner Gemahlin erfordert. Uebrigens mag Madame in Hinsicht ihres Privatlebens es halten wie sie will; ich werde auch leben wie es mir beliebt, und wenn mein Herz seine Neigungungen auf einen andern Gegenstand überträgt, so werde

ich denken, diese Richtung meiner Gefühle sei Vorherbestimmung des Menschen, wofür man weder Gott, noch Menschen verantwortlich ist."

„Das sind entsetzliche, frevelhafte Grundsätze!" rief Wilhelmine aus.

Friedrich zuckte mit den Achseln und sprach: „Es sind die Principien der modernen Philosophie — die Lehren eines Voltaire, Wolf und anderer großen Geister — enfin, schloß er, les grands esprits se rencontrent.

7.

Die Königliche Familie war nach Berlin zurückgekehrt. Der König ging zur Musterung seines Garderegiments in Potsdam. Diese Zeit benutzte die Königin mit dem englischen Gesandten Herrn von Bourguait, täglich Unterredungen zu halten. Gegenstand derselben war natürlich das unglückliche Heirathsproject. Der Gesandte gab in den höflichsten Formen die besten Hoffnungen; aber die Königin wurde dadurch nicht beruhigt. Schon waren 4 Wochen vergangen und noch keine Antwort! — Sie mußte sich sagen, daß, wenn der Königliche Hof in London auf ihre Wünsche hätte eingehen wollen, schon seit 14 Tagen ein Courrier hätte die Antwort überbringen können.

Dazu war Grumbkow offenkundig gegen sie erbittert und intriguirte offen und heimlich gegen ihre Wünsche,

in der Weise, daß er den König durch boshafte Einflüsterungen, immer mehr gegen die Königin aufzubringen suchte und gegen den König von England und die Heirathsprojecte einzunehmen wußte.

Die Königin hatte die Unvorsichtigkeit gehabt, diesen damals so einflußreichen und so höchst intriguanten Minister schwer zu beleidigen. Grumbkow hatte sich damals in Berlin ein sehr schönes Haus gekauft, das er prachtvoll einrichten ließ. Das Geld dazu hatte ihm unter Vermittelung Seckendorf's, der Kaiser von Oesterreich geschenkt, da er bekanntlich sich dem österreichischen Interesse ganz verkauft hatte. Um den Schmuck des Hauses in eitler Weise noch zu erhöhen, bat er die Königin, ihm ihr Portrait zu schenken. Seine Absicht war dadurch mit der persönlichen Gunst der Königin zu prahlen. Die Königin mochte das fühlen. Gern hätte sie sein Gesuch ganz abgeschlagen; aber das wagte sie nicht. Sie versprach es ihm, mit dem Zusatz, daß sie für ihn eine Copie machen lassen würde von einem Originalportrait, welches für den König von Dänemark bestimmt sei. Sie setzte hinzu: es sei nicht üblich, daß Königinnen die Originale ihrer Portraits, wie sie dem Maler selbst gesessen hätten, an andere Personen als an Fürsten verschenkten.

Grumbkow verneigte sich und zog sich zurück, um das Weitere zu besorgen.

Nach einiger Zeit kam er zu der Königin, um ihr für ihre hohe Gnade zu danken. Er schwatzte viel von der Schönheit der Malerei, und daß das Bild eines der vollendetsten Arbeiten des berühmten Malers sei, der es verfertigt habe.

Die Königin wurde betroffen. Sie sagte heimlich zur Prinzessin Wilhelmine: „Ich besorge, daß man einen Irrthum begangen und ihm statt der Copie das Original gegeben hat.“ Und gleich darauf befragte sie ihn selbst darum. Das geschah öffentlich an der Mittagstafel im Beisein des Königs.

„Da ich ein Original-Portrait vom Könige habe,“ antwortete er, „so war es nicht mehr wie billig, daß ich auch ein solches von Ew. Majestät besitze. Ich habe mir deshalb, in der Hoffnung auf Ihre Allerhöchste Genehmigung, vom Maler das Original geben lassen.“

„Auf wessen Befehl?“ fragte die Königin mit der schärfsten Betonung, „denn ich beehre keinen Privatmann auf solche Weise und denke bei Ihnen keine Ausnahme zu machen.“

Der König verhinderte Grumbkow zu antworten, indem er vom Tische aufstand. Auch die Königin war im Begriff sich zu entfernen. Da der Minister aus der Bewegung des Königs schloß, daß dieser die Dreistigkeit, die er sich herausgenommen hatte, nicht billigte, so suchte er einzulenken und folgte der Königin in das Zimmer,

wo der Kaffee eingenommen wurde, und dort wendete er sich mit der respectvollen dringenden Bitte an die Königin, ihn nicht so unglücklich zu machen, zu befehlen, daß er dieses Originalgemälde, den schönsten Schmuck seines Hauses herausgeben solle.

Eine zweite, ziemlich trockene Weigerung der Königin zog ihr von dem dreisten Höfling, der seines Einflusses auf den König nur zu gewiß war, einige empfindliche Spitzreden zu, worauf die Königin, um dem unangenehmen Auftritt ein Ende zu machen, sich zurückzog.

Kaum war der König, wie gewöhnlich um diese Zeit, nach vollendetem Mittagsschlaf, auf die Jagd geritten, so ließ die Königin den alten Grafen Finkenstein, ihren Hofmarschall rufen und erzählte ihm, noch sehr aufgeregt, den ganzen ärgerlichen Vorfall.

Der alte Graf Finkenstein, der Grumbkow's geschworner Feind war, freute sich jetzt Gelegenheit zu haben, dem verhaßten Günstling des Königs einen argen Streich zu spielen. Anstatt das wahre Beste der Königin zu berücksichtigen, folgte er unüberlegt den Eingebungen seiner Leidenschaftlichkeit und rieth der Königin, um noch mehr Aufsehen zu machen, wie es der freche Mensch verdient habe, so möge sie einige zuverlässige und handfeste ihrer Lakaien zu ihm senden, um das Gemälde zurückzufordern und ihnen zu befehlen, unter keinen

Umständen ohne dasselbe zurückzukehren. Zugleich sollten sie aber Grumbkow sagen: daß er niemals eine Copie davon erhalten würde, wenn er sich nicht anständiger gegen Ihre Majestät die Königin betragen und ihr die Ehrerbietung erweisen würde, die er ihrem hohen Range schuldig sei.

Prinzessin Wilhelmine war bei diesem Gespräch zugegen. Sie fühlte das Bedenkliche und Mißliche einer solchen neuen Beleidigung des mächtigen Premierministers; aber sie durfte nicht wagen, der Königin, die ganz davon eingenommen war, sich eine solche Genugthuung zu verschaffen, Gegenvorstellung zu machen. Und so befolgte dieselbe pünktlich den übeln Rath und erhielt das Bild zurück, nachdem die Lakaien der Königin erklärt hatten, es mit Gewalt von der Wand nehmen zu müssen, wenn ihnen die Auslieferung versagt werde.

Grumbkow gab es heraus, konnte sich aber nicht enthalten, der Königin sagen zu lassen, er besitze die Portraits so vieler großer Prinzen und Prinzessinnen, daß er sich über den Verlust des Ihrigen wohl zu trösten wissen werde.

Grumbkow war auf das Aeußerste gegen sie erbittert. Weder er noch seine Töchter setzten wieder einen Fuß in die Soiréen der Königin. Er sprach von derselben nur im wegwerfenden Tone und ging so weit, den König

schriftlich um Genugthuung über den von der Königin erlittenen Schimpf, wie er es nannte, zu bitten.

Indeß ein guter Geist leitete damals den König. Er wollte doch seine Gemahlin, wenn er auch ihr Verfahren nicht billigte, wenigstens nicht öffentlich compromittiren. Grumbkow erhielt keine Antwort vom Könige und nun war er schlau genug, mehrere Personen zu veranlassen, sich für ihn bei der Königin zu verwenden, indem er ihr Entschuldigungen seines Benehmens machte. Die Königin gab darauf keine Antwort und Grumbkow machte sich bei dem Könige ein Verdienst daraus, daß er, obgleich der beleidigte Theil, aus Respect für den König, vergebens die Hand geboten habe, die Königin zu versöhnen.

Doch erkannte die Königin mit Beunruhigung, daß es nicht politisch klug genug von ihr gewesen sei, einen so einflußreichen Gegner, der das Ohr des Königs habe, gegen sich aufgebracht zu haben.

8.

Endlich kam die längst ersehnte Antwort aus England an. Zagend erbrach die Königin die Briefe und erblaßte, nachdem sie solche gelesen hatte.

Die Königin von England schrieb darin, daß ihr Gemahl sehr geneigt sei durch eine doppelte Heirath in ihrer Familie die Bande der Vereinigung derselben noch

fester zu knüpfen; daß sie aber diese Vermählungen nicht vollziehen könne, ohne sie vorher dem Parlament vorgeschlagen zu haben.

Ein anderer geheimer Brief, der für die Königin beigefügt war, ermahnte sie standhaft zu bleiben und enthielt allerlei widrige Reden, die den Umständen nicht angemessen waren.

Die Antwort, welche der Kronprinz bekommen hatte, führte ungefähr dieselbe Sprache, schöne Worte, ohne die geringste feste Zusage.

Nie hat das Medusenhaupt so zu erstarren vermocht, als das Lesen dieser Briefe der Königin. Sie zitterte schon bei dem Gedanken sie dem König zeigen zu müssen, überzeugt, daß derselbe darin eine versteckte Weigerung finden würde.

Fast war sie entschlossen sie zu unterdrücken und zum zweitenmal nach England zu schreiben. Als aber Herr von Bourguait kam und sie versicherte, er habe den Ihrigen ganz ähnliche Aufträge für den König erhalten, sprach sie ohne Rücksicht gegen den Gesandten ihre Besorgnisse wegen dieser Handlungsweise aus und sagte ihm geradezu:

„Wenn England so handelt, so werde ich für nichts mehr stehen können und schon jetzt nach der Rückkehr des Königs soviel Unannehmlichkeiten zu erwarten haben, daß ich ohne eine schleunige Abhülfe Alles für verloren halten muß.“

Herr von Bourguait suchte sie nach Möglichkeit zu beruhigen; aber es gelang ihm nicht. Die Königin zitterte bei dem Gedanken an den Zorn des Königs; und doch faßte sie sich, so gut es gehen wollte.

Die erste Frage des Königs, als er nach Berlin zurückgekehrt und bei der Königin eingetreten war, betraf die englische Angelegenheit. Die Königin gab ihm die Briefe mit einer erheuchelten Unbefangenheit und sagte: „Da ist die Antwort; ich hoffe Sie werden zufrieden sein."

„Zufrieden?" rief der König, nachdem er den Brief gelesen hatte, „zufrieden, wenn man mich nochmals zu betrügen versucht?"

Und damit ging er ohne ein Wort zu sagen aus dem Zimmer.

Nach einer langen Unterredung mit Grumbkow, die unmittelbar darauf folgte, worin dieser nur zu geschickt die Gelegenheit, böse Saat auszustreuen, benutzte, kam er zurück zu der Königin und ließ sich nichts weiter merken; behandelte sie sogar, wie auch die Prinzessin und den Kronprinzen mit ungewöhnlicher Güte.

Die Königin war froh und vergnügt. Sie hoffte das Ungewitter sei vorübergegangen. Allein Prinzessin Wilhelmine kannte ihren Vater besser. Trieb man ihn bis zur Verstellung, so war er darauf tausendmal schlim=

mer in den Ausbrüchen seines Zorns, die am Ende nie ausblieben.

Sein Aufenthalt in Berlin dauerte zum Glück nicht lange und er ging bald darauf wieder zurück nach Potsdam. Doch Wilhelmine durfte nicht zweifeln, daß der König irgend einen entsetzlichen Entschluß gefaßt habe, in Beziehung auf ihre möglichst schnelle Vermählung.

Noch einmal schien sich indeß das Blatt günstiger, in Hinsicht der Wünsche der Königin, für die englischen Heirathspartien wenden zu wollen, indeß ging der bereits sich zeigende Vortheil, durch eine unvorsichtige Indiscretion der Königin wieder verloren und verkehrte sich in das Gegentheil.

9.

Im Anfange des Jahrs 1729 kam ein hannöverscher Officier, ein Herr von Lamotte, nach Berlin und besuchte, unter Anempfehlung der größten Verschwiegenheit, einen nahen Anverwandten, den Herrn von Sastot, Kammerherrn der Königin.

Er theilte ihm als ein Geheimniß mit, daß er einen Auftrag von der höchsten Wichtigkeit habe, der aber die strengste Discretion erfordere, wenn nicht Alles verloren gehen solle.

„Vor allen Dingen,“ sprach er zu seinem Verwandten, „müssen Sie mich in Ihrer Wohnung ver-

bergen, damit meine Ankunft geheim bleibe, und dann müssen Sie einen meiner Briefe in die Hände des Königs gelangen lassen."

Sastot gestand Alles zu; da aber sein Gast sich gegen ihn nicht weiter erklärte, so fragte er wenigstens: ob der Auftrag eine gute oder schlimme Angelegenheit betreffe?

„Eine gute," antwortete Lamotte, „das heißt, wenn man zu schweigen weiß. Sie kann aber sehr übel werden, wenn man schwatzt. Da ich aber Ihre Discretion und Ergebenheit für die Königin kenne und Ihres Beistandes für die Zwecke meiner Mission bedarf, indem Sie im Geheim darüber mit der Königin reden müssen, so muß ich Ihnen Alles anvertrauen."

„So hören Sie denn," fuhr er fort, „spätestens in drei Wochen will der Prinz von Wales hier sein in Berlin. Er will heimlich aus Hannover entweichen, um auf die Gefahr hin, den Zorn seines Vaters auf sich zu ziehen, die Prinzessin Wilhelmine zu heirathen. Er hat mir die Sorge des ganzen Unternehmens anvertraut und mich hierher geschickt, um zu erfahren, ob seine Ankunft dem Könige und der Königin angenehm sein wird und ob man hier noch immer gesonnen ist, ihn mit der Prinzessin zu vermählen."

„Uebernehmen Sie es," schloß er, „mit der Königin darüber zu sprechen; das heißt, wenn sie im Stande

ist, das Geheimniß zu bewahren und keine verdächtige Personen um sich hat, von denen sich besorgen läßt, daß sie es erfahren und weiter ausplaudern würden. Doch um nichts zu wagen, sprechen Sie zuvörderst mit dem Fräulein von Sonnenfels, deren Discretion, Ergebenheit und Treue für die Königin mir bekannt ist.''

Noch an demselben Abend kam Sastot wie gewöhnlich zu der Königin, bei der eben kein Appartement war. Er trat, sobald es sich ohne Aufsehen zu erregen thun ließ, mit der Hofmeisterin der Prinzessin, Fräulein von Sonnenfels, in eine Fenstervertiefung und erzählte ihr den ganzen Vorgang, worauf er sie bat, in dieser wichtigen Angelegenheit ihm Rath zu ertheilen.

,,Mit Lamotte,'' fügte er hinzu, ,,habe ich nicht offenherzig darüber reden dürfen, denn ich fürchte sehr der Königin diese erfreulichen Nachrichten mitzutheilen, weil mir bekannt ist, daß diese nicht das Mindeste ihrer intriguanten Kammerfrau, der Ramen, die in Seckendorf's Solde steht, verschweigen kann, und dann wäre Alles verloren.''

Fräulein von Sonnenfels war sehr verlegen. Allein nach einigen Berathschlagungen wurde beschlossen, daß Sastot dennoch mit der Königin sprechen müsse.

Das geschah, mit bescheidener Hindeutung auf die Wichtigkeit des Geheimhaltens dieser Mittheilung.

Die Königin war außer sich vor Freude. Sie hatte

nichts Eiligeres zu thun, als der jungen Gräfin Amalie von Finkenstein und dem Fräulein von Sonnenfels die erfreuliche Nachricht mitzutheilen. Beide empfahlen ihr auf das Dringendste Verschwiegenheit.

Prinzessin Wilhelmine war an diesem Tage sehr krank. Einer starken Ohnmacht, die sie am Tage zuvor gehabt hatte, war ein Fieber gefolgt, welches sie nöthigte im Bett zu bleiben. Die Königin hatte der Sonnenfels befohlen, sie nach und nach auf das glückliche Ereigniß vorzubereiten.

Am folgenden Morgen kam Fräulein von Sonnenfels an das Bett der Prinzessin, um sich nach ihrem Befinden zu erkundigen und vor ihrem Bett den Thee einzunehmen, eigentlich aber nur um den Befehl der Königin auszuführen.

„Ich weiß nicht," begann sie, nachdem sie die erste Tasse mit Behagen getrunken hatte, „was dem Sastot im Kopfe stecken mag. Er ist ganz wie närrisch, singt, tanzt und macht alle möglichen Possen, und das Alles aus Freude, wie er sagt, über eine gute Nachricht, die er Niemand mittheilen will."

„Er mag vielleicht zu viel getrunken haben," entgegnete die Prinzessin, „und im Rausche so fröhlich sein."

„Nein, nein," versetzte die Hofmeisterin, „die Nachricht soll Sie angehen, Hoheit, wie er andeutet."

„Guter Gott," rief Wilhelmine, „welche angenehme

Nachricht könnte ich in meiner Lage wohl erwarten? und wie könnte sie von einem Sastot kommen?"

„Aber," fiel Fräulein von Sonnenfels ein, „wenn er sie nur unmittelbar von dem Prinzen von Wales erhalten hätte?"

„Nun? würde denn das Glück so groß sein?"

„Nein, Ihre königliche Hoheit, Sie vergehen sich gegen Gott und er wird Sie strafen, wenn Sie so einen Prinzen verachten, der Alles wagt, um Sie zu besitzen. Was wollen Sie denn? vergehen und verblühen, oder den liebenswürdigen Prinzen von Weißenfels heirathen?"

„Die Hofmeisterin hätte sich für diese englische Heirath, der Wilhelmine im Grunde des Herzens so sehr abgeneigt war, verbrennen lassen. Sie war so davon eingenommen, daß schon oft darüber ein Streit zwischen ihr und der Prinzessin entstanden war. Beide waren in allen Dingen einig, ausgenommen über diesen Punkt."

Jetzt aber lachte Prinzessin Wilhelmine über die behauptete Raschheit, womit der Prinz seine Pläne verfolgen sollte und hörte kaum weiter auf das Zureden der Sonnenfels. Sie dachte sich, der Prinz von Wales hätte eine ähnliche Versicherung gegeben, wie der Kronprinz in Hinsicht der englischen Heirath und dadurch sei die Thorheit von Sastot und die allgemeine Freude veranlaßt worden.

Als aber die Königin zu ihr kam und ihr nun das

ganze schöne Geheimniß enthüllte, da wurde ihr ganz anders zu Muthe. Sie blieb starr wie eine Salzsäule und sagte kein Wort.

Die Königin glaubte, die Freude habe diese Wirkung auf ihre Tochter gehabt; sie umarmte dieselbe und sprach: „Ich werde Dich also glücklich sehen und meinen Zweck erreichen, welche doppelte Freude auf einmal!"

Wilhelmine küßte ihre Hände, die sie mit Thränen benetzte.

„Du weinst?" rief die Königin, „was fehlt Dir?"

Wilhelmine wollte die Glückseligkeit ihrer Mutter nicht stören. Sie antwortete deshalb: „Der Gedanke, Sie zu verlassen, betrübt mich mehr, als alle Kronen der Welt wieder gut machen könnten."

Die Königin verdoppelte ihre Liebkosungen und begab sich dann hinweg.

Wilhelmine liebte ihre Mutter auf das Innigste. Sie hatte ihr bei der Gleichgültigkeit, die sie gegen den Prinzen von Wales hegte, im Grunde nichts, als die Wahrheit gesagt; allein die Königin ließ die Prinzessin in der fürchterlichsten Stimmung zurück. Diese hatte einen grausamen Kampf zu bestehen, zwischen ihrer Zärtlichkeit für die Königin und ihrer Abneigung gegen den Prinzen von Wales. Endlich kam sie zu dem Entschluß sich den Fügungen ihres Geschicks unbedingt zu unterwerfen.

10.

Abends war die unglückliche Soirée bei der Königin, worin durch ihre Unvorsichtigkeit das ganze schöne Project des Prinzen von Wales zu Wasser wurde.

Ihr Unstern hatte den englischen Gesandten in ihre Appartements geführt, der ihr sogleich alle von seinem Hofe erhaltenen Neuigkeiten auskramte. Nach und nach wurde das Gespräch lebhafter. Und die Königin, in der Offenherzigkeit ihrer Freude, theilte dem Gesandten, im engsten Vertrauen, das ganze Geheimniß wegen des beabsichtigten Eintreffens des englischen Kronprinzen in Berlin mit.

„Ist das wahr, Majestät?" fragte Bourguait voll Erstaunen.

„So wahr," antwortete die Königin, „daß er einen Herrn von Lamotte hergeschickt hat, um das Terrain zu recognosciren. Der König ist schon von Allem unterrichtet."

Bourguait zuckte mit den Achseln und sprach: „Aber mein Gott Ihro Majestät, warum sagen Sie mir das? ich bin darüber unaussprechlich unglücklich, denn ich muß es verhindern."

Voll Schreck fragte ihn die Königin, warum dieses nöthig sei.

„Weil ich," erwiederte er, „Minister meines Kö-

nigs bin und meine Stellung mich verbindet, ihn von einer so wichtigen Angelegenheit zu benachrichtigen; noch diesen Abend muß ich damit einen Courrier absenden.“

Die Königin erkannte jetzt die Folgen ihrer Unvorsichtigkeit; sie bat und flehte, daß der Gesandte von dieser Mittheilung keine Notiz nehmen möge.

Alles vergebens, das Wort war einmal gefallen und nicht wieder zurückzunehmen.

„Wollte Gott,“ sprach Bourguait, mit dem Ausdruck inniger Theilnahme, „daß ich nie ein Wort von dieser unglücklichen Geschichte gehört hätte. Aber ich kenne meine Pflicht und nichts in der Welt könnte mich davon abwendig machen.“

Er ging und sendete noch an demselben Abend den Courrier ab, der alle Pläne des Prinzen von Wales und alle Wünsche und Hoffnungen der Königin durchkreuzte.

Die Bestürzung derselben war unbeschreiblich. Sie war in Verzweiflung.

Am folgenden Morgen kam die Gräfin von Finkenstein zu Prinzessin Wilhelmine und erzählte ihr was vorgefallen war.

Dieser Auftritt erschien der Prinzessin als ein Rettungsanker in der Noth, doch rieth sie die Sache, soviel als möglich geheim zu halten. Es sei dieses das einzige Mittel die übelsten Folgen abzuwenden.

Acht Tage später kam der König wieder nach Ber-

lin, um den Prinzen von Wales zu empfangen. Der König hatte mit Lamotte eine geheime Unterredung, worauf man täglich die Ankunft des englischen Prinzen erwartete.

Endlich traf eine Staffette von Hannover ein. Die Depesche, die sie brachte, verkehrte die Freude in Leid. Sie meldete, daß der Prinz von Wales auf Befehl seines Vaters plötzlich von Hannover nach England abgereist sei.

Für den König und die Königin war diese Nachricht ein Donnerschlag. Sie vernichtete die Hoffnung alle englische Intriguen gegen diese Heirath, auf einmal, wie den gordischen Knoten durchhauen zu sehen.

Doch es wird Zeit, um in dieser Angelegenheit klar zu sehen, einen Blick auf die englischen Verhältnisse zu werfen.

11.

Mit der beabsichtigten Reise und heimlichen Vermählung des Prinzen von Wales hatte es eine ganz eigene Bewandtniß, sowie denn oft in der Politik große Wirkungen aus den kleinsten Ursachen entspringen.

Die englische Nation wünschte die stete Anwesenheit des Thronfolgers in England und hatte deshalb den König vielfach schon mit Petitionen bestürmt. Der König aber war dagegen, im Grunde nur aus einer kleinlichen Eifer-

sucht. Er fürchtete einen Theil seines Ansehens zu verlieren, wenn das Volk und besonders die Großen des Hofes sich zu sehr um die aufgehende Sonne, den Prinzen von Wales, schaaren würde. Er sah voraus, daß sich alsdann Parteien bilden würden und fürchtete, daß die Ruhe des Landes dadurch gestört werden könne.

Um nun mit guter Manier die Rückkehr des Prinzen nach England ablehnen zu können, hatte er ihm vertraulich geschrieben, er möge nach Berlin gehen und die Prinzessin Wilhelmine heirathen, damit er, der König, einen Vorwand habe, ihn noch einige Jahre in Hannover zu lassen. Er würde alsdann dem Parlament anzeigen, daß der Prinz ungehorsam gewesen und deshalb zur Strafe noch wenigstens drei Jahre in Hannover bleiben sollte.

Auf diesen allerdings seltsamen Antrag ging der Prinz von Wales ein, da er für seine Person die Verbindung mit einer preußischen Prinzessin lebhaft wünschte, und da er im schnellen Vollziehen der Heirath das einzige Mittel sah, die endlosen Formalitäten der Zustimmung des Ministeriums und des Parlaments zu umgehen. Mit Freuden wollte er den Befehlen seines Vaters folgen, als Bourguait's Courrier Alles verdarb.

Dessen Depesche war an das englische Secretariat des Ministeriums gelangt. Dieses setzte augenblicklich den König davon in Kenntniß, und wollte sich König Georg keine Blöße geben, daß er darum wisse, oder gar

die Intrigue hinter dem Rücken des Ministeriums angestiftet habe, so mußte er sofort dem Thronfolger den Befehl senden, sogleich nach England zurückzukehren.

Den armen Lamotte trafen die Folgen der Indiscretion der Königin am härtesten. Er wurde als Officier cassirt und zwei Jahre auf die Festung nach Hameln geschickt. Später trat er in preußische Dienste, wo er nach einiger Zeit als Obrist ein Regiment erhielt.

Drittes Capitel.

Krankheit und Zorn des Königs. — Mißhandlung seiner Kinder. — Krankheit der Prinzessin Wilhelmine. — Verheirathung der Prinzessin Louise an den Markgrafen von Anspach. — Die Mißhelligkeiten vermehren sich. — Ueberraschung bei der Königin. — Noch ein Versuch einer Verbindung mit dem Kronprinzen von Polen. — Erste Andeutung des Kronprinzen, sich den väterlichen Mißhandlungen durch die Flucht entziehen zu wollen. — Aufenthalt in Wusterhausen. — Rückkehr des Hofes nach Berlin. — Thätliche Mißhandlungen des Kronprinzen von Seiten des Königs. — Androhung des Mutterfluches. — Fräulein von Bülow. — Intriguen der Ramon. — Eversmann. — Das Jahr 1730. — Verfahren des Königs gegen die Königin. — Berathung der Königin mit ihren Frauen darüber. — Die Königin spielt die Kranke. — Schreiben nach England. — Neue Gesandtschaft vom Könige. — Antwort von England.

1.

Der König war indeß auf das Heftigste gereizt, wie er sich abermals von England getäuscht sah. Wenige Tage, nachdem die Depesche mit der Nachricht von der

schleunigen Zurückberufung des Kronprinzen nach England in Berlin eingetroffen war, ging er nach Potsdam, wohin ihn seine Familie begleiten mußte.

Dort aber gingen erst recht die Martertage für die Königin, die Prinzessin Wilhelmine und den Kronprinzen an.

Der König war kaum in Potsdam eingetroffen, als er von einem heftigen Anfall von Podagra betroffen wurde, das ihn schon seit einiger Zeit geplagt hatte.

Die Schmerzen der Krankheit kamen nun zu dem Unmuth über getäuschte Hoffnungen, und beides zusammen stimmte ihn zu der unerträglichsten Laune.

Seine Tochter Wilhelmine nannte er nicht anders, als die englische Canaille und mißhandelte sie, sowie den Kronprinzen mit den härtesten Worten auf das Aergste.

Und bei dieser Verstimmung gegen seine Kinder durften sie ihn doch keinen Augenblick am ganzen Tage verlassen. Sie mußten ihre Mahlzeiten neben seinem Bette einnehmen. Wir wollen nicht glauben, daß es, wie die Prinzessin später in ihren Memoiren sagte, auf Befehl des Königs geschah, um sie noch mehr zu plagen, wenn er ihr und ihrem Bruder nur solche Speisen und noch dazu in der schlechtesten Zubereitung zu essen geben ließ, vor denen sie einen Widerwillen hatten. „Gut oder übel,“ sagte sie weiter, „mußten wir sie hinunter=

schlucken, auf die Gefahr hin, das Fieber zu bekommen oder sich den ganzen Tag zu erbrechen.''

Geschah es wirklich, so wie sie klagt, so mag wohl eher von Seiten des Küchenmeisters oder auf Anstiften Eversmann's diese knauserige Wirthschaft eingeführt sein, um sich bei dem ökonomischen Könige zu insinuiren, der gleich mit dem Stock bei der Hand war, wenn etwa zu viel Fett an dem Gemüse nach seiner Meinung verschwendet, oder mehr gekocht, als nöthig war.

Kein Tag verging an seinem Krankenbett ohne irgend ein unseliges Ereigniß.

Seine Ungeduld erlaubte dem Könige nicht, lange das Bett zu hüten. Er setzte sich auf seinen Rollstuhl und ließ sich durch das ganze Schloß herum schieben, sogar in die untere Etage oder auf dem Schloßplatz, wozu im westlichen Flügel des Schlosses zu Potsdam eine noch heute zu sehende Treppe angelegt war, die aus einer geneigten Ebene besteht. In jeder Hand hielt er einen Krückstock, um sich zu unterstützen, gelegentlich auch Hiebe damit auszutheilen. Der Kronprinz und die beiden ältern Prinzessinnen mußten diesem Triumphwagen wie arme Gefangene folgen, wohin er auch fuhr.

Es war überhaupt für die Dienerschaft nicht unbedenklich, in seiner Nähe sich zu befinden. Hatte einer das Geringste versehen oder sonst den Zorn des Königs auf sich gezogen, so war er im Stande, ihm eine mit

Salz geladene Pistole, die er immer zur Hand hatte, gegen die Beine zu schießen, was einen brennenden Schmerz dem Getroffenen veranlaßte, ohne ihm erheblich zu schaden.

Eines Tages, als seine Laune besonders schlimm war, erzählte er der Königin, daß er Briefe aus Anspach habe, die ihm mittheilten, daß der Markgraf nach Berlin kommen werde, um sich mit der Prinzessin Friederike Louise, der zweiten Schwester Wilhelminens, zu verheirathen. Er fragte sie, ob ihr das Freude mache, und wie sie ihre Wirthschaft einrichten wolle?

Prinzessin Louise war munter, lebhaft und witzig und durch rasche, oft tröstende Antworten und kindische Liebkosungen des Vaters Liebling geworden. Da diese Zuneigung weder durch Heirathsprojecte, noch durch die Eifersucht der Königin gestört wurde, so hatte sie nach und nach die Freiheit gewonnen, dem Könige sagen zu dürfen, was ihr eben einfiel, oft sogar recht derbe Wahrheiten, ohne daß er es übel nahm.

So gab sie denn auch jetzt auf die Frage des Königs unbefangen und vorschnell die Antwort: „Nun, wenn ich einmal einen Haushalt einrichten werde, so halte ich mir immer einen wohlbesetzten Tisch, der sicher besser sein soll, als der Ihrige, Papa, und hätte ich Kinder, so würde ich sie bestimmt nicht so quälen, wie

Sie die Ihrigen, indem Sie sie zwingen, Dinge zu essen, die ihnen widerstehen."

„Was fehlt meinem Tisch?" fragte der König, indem ihm vor Aerger schon das Blut ins Gesicht stieg.

„Was ihm fehlt?" entgegnete sie lachend, „nicht genug zu essen giebt es, und was da ist, sind Kohl und Rüben, die wir nicht ausstehen können."

„Das hat die englische Canaille da und der französische Coujon angestiftet, der Querpfeifer, der . . ." und damit warf er seinen Teller nach dem Kopf des Kronprinzen, der nur mit Mühe dem Wurf auswich. Ein zweiter flog auf Prinzessin Wilhelmine zu, die eben so glücklich war, auszuweichen, und ein Strom von Schimpfreden folgte diesem ersten Angriff nach. Der Königin warf er vor, ihre Kinder schlecht erzogen zu haben, und zu dem Kronprinzen sagte er: „Du solltest Deiner Mutter fluchen; sie ist daran schuld, daß Du ein Taugenichts geworden bist."

„In Karthago," fuhr er fort, „ward ein Mann wegen einiger Verbrechen zum Tode verurtheilt; wie er zum Richtplatze geführt war, forderte er seine Mutter zu sehen; sie kam; er näherte sich ihr und unter dem Vorwande, leise mit ihr reden zu wollen, biß er ihr ein Stück vom Ohr ab, wobei er sagte, so behandle ich dich, damit du allen Müttern zum Beispiel dienest, die ihre Kinder nicht in der Uebung der Tugend erziehen."

Und nun kam die entsetzliche Nutzanwendung dieser Geschichte. Der König wendete sich gegen den Kronprinzen und sagte: „So kannst Du auch thun; denn wie gesagt, die schlechte Erziehung Deiner Mutter ist schuld, daß aus Dir ein Taugenichts geworden ist.“

Nun versuchte er aufzustehen; da das aber nicht gehen wollte, ließ er sich auf seinem Sessel fortrollen. Als aber Prinzessin Wilhelmine und der Kronprinz an ihm vorbeigehen wollten, um das Zimmer zu verlassen, übermannte ihn der Zorn so, daß er mit den Krücken nach ihnen schlug und sie schwer getroffen haben würde, hätten sie nicht noch Gewandtheit genug gehabt, auszuweichen. So entkamen sie glücklich aus dem Zimmer.

Schrecken und Gemüthsbewegung hatten so auf die arme Prinzessin eingewirkt, daß sie, in ihrem Zimmer angekommen, fast ohnmächtig auf einen Stuhl sank.

Der Kronprinz suchte sie mit der zärtlichsten Theilnahme zu trösten. Die Königin kam ihren Kindern nachgegangen. Sie bemühte sich, sie zu beruhigen, obgleich sie selbst des Trostes bedürftig war.

Sie that alles Mögliche, sie zu bewegen, sich wieder zu dem Könige zu begeben; aber Teller und Krücken machten ihnen solche Angst, daß sie es nicht wagten. Endlich mußte es aber doch geschehen und sie fanden den König, nachdem sein Jähzorn verraucht war, ganz ruhig, als ob nichts geschehen sei, mit seinen Officieren reden.

2.

Auf den zarten Organismus der Prinzessin Wilhelmine hatte indeß jene entsetzliche Scene einen solchen Eindruck gemacht, daß sie sich höchst unwohl befand. Sie mußte sich, schwindelnd, in das nahe liegende Zimmer der Königin begeben, wo sie von einer Ohnmacht befallen wurde.

„Mein Gott, Königliche Hoheit, was fehlt Ihnen?“ rief die Dienst habende Kammerfrau der Königin voll Schreck, als man die Prinzessin mit Hülfe des Flacons wieder zum Bewußtsein gebracht hatte, „Sie sehen ja fürchterlich aus!“

Wilhelmine blickte auf und sah Gesicht und Hals in dem großen Spiegel, der sich ihr gegenüber befand, ganz mit rothen Flecken bedeckt. Sie beantwortete erschreckend darüber die theilnehmende Frage durch die Erklärung, daß sie eine heftige Gemüthsbewegung gehabt habe, und diese müsse die Veranlassung der Flecken sein, die sie auf ihrer Haut bemerke.

Aber diese Erscheinung wiederholte sich. Wenn sie sich in der Kälte befand, verschwanden die Flecken und in der Wärme kamen sie wieder zum Vorschein. Die Prinzessin befand sich im höchsten Grade unwohl; aber die Königin, die sehr hart war, wollte daran nicht glauben und Wilhelmine mußte den ganzen Tag, fest einge-

schnürt, wie es die Königin befohlen hatte, um ihre volle Taille feiner zu machen, im Zimmer der Königin bleiben.

Doch in der Nacht wurde sie von einem heftigen Fieber befallen und am folgenden Morgen war sie so ermattet, daß sie die Königin um Entschuldigung bitten lassen mußte, nicht mehr zu ihr kommen zu können.

Die Königin wurde darüber sehr ungehalten. Sie ließ ihr sagen: Todt oder lebendig müsse sie kommen.

Die Prinzessin ließ ihr zurücksagen, daß sie in der That sich zu schwach fühle, um gehen zu können, auch habe sie einen Ausschlag bekommen, der zurücktreten würde, wenn sie sich einer Luftveränderung aussetzen würde.

Das half aber Alles nichts. Die Königin wiederholte ihren Befehl. Vier Personen mußten sie in einem Sessel aus ihrem Bett in das Zimmer der Königin tragen, wo sie aus einer Ohnmacht in die andere fiel. Dennoch schleppte man sie zum Könige. Dort war ihre Schwester Friederike Louise, die heftig erschrak, als sie die Prinzessin Wilhelmine wirklich so krank sah. Sie sagte mit der größten Lebhaftigkeit zum Könige: „Ich beschwöre Sie, mein lieber Vater, lassen Sie meine Schwester in ihr Zimmer zurückbringen. Sie hat das Fieber und kann sich nicht aufrecht erhalten.“

„Ist das wahr?“ fragte sie der König, „Du siehst

allerdings sehr schlimm aus; aber wart nur; ich werde Dich sogleich heilen.“ Und damit ließ er ihr einen großen Becher sehr feurigen alten Rheinwein geben, den sie mit Gewalt austrinken mußte.

Dieses gut gemeinte heroische Mittel hätte sie aber bald getödtet. Der Ausschlag trat zurück und sie rang mit dem Tode.

Kaum hatte sie den Wein getrunken, so fing sie an, irre zu reden. Sie beschwor die Königin, sich hinweg begeben zu dürfen; das wurde ihr denn endlich erlaubt, doch nur unter der ausdrücklichen Bedingung, daß sie am Abend wieder komme.

Wilhelmine legte sich in ihrem Kopfputz nieder aufs Bett. Das Fieber nahm so überhand, daß sie auf das Heftigste delirirte. Der Arzt, der herbeigerufen wurde, erklärte den Zustand für ein hitziges Fieber. Er gab ihr drei Mittel, die jedoch die Krankheit noch heftiger zu machen schienen.

Von Zeit zu Zeit kehrte im lebhaften Phantasiren ihre Besinnung zurück. Dann bat sie im inbrünstigen Gebet den lieben Gott auf das Innigste, sie zu sich zu nehmen, und sie durch den Tod aus der unglücklichen Lage zu befreien, worin sie sich befand.

Sie sah ihre Hofmeisterin, die Sonnenfels, in Thränen schwimmen.

„Warum weinen Sie?“ fragte sie dieselbe, „die

Vorsehung hat mich durch alle Leiden, die über mich ergingen, gegen die Welt gleichgültig gemacht, und nun will sie mir das höchste Glück gewähren, davon erlöst zu werden. Ich bin, ohne es zu wollen, an allem Kummer meiner Mutter und meines Bruders schuld; mein Tod wird den Frieden wieder herstellen. In diesem Falle sagen Sie dem Könige, daß ich ihn nur um zwei Dinge bitten lasse: einmal, daß er mir seine väterliche Liebe wiederschenke und dann, daß er gütiger gegen meine Mutter und meinen Bruder sei, und daß er allen Zwist mit mir ins Grab legen wolle.“

Sechs und dreißig Stunden schwebte die arme Prinzessin zwischen Leben und Tod, und endlich brach die damals noch so schreckliche Pockenkrankheit bei ihr aus.

Der König war noch so aufgebracht gegen seine Tochter Wilhelmine, daß er sich bis dahin seit dem Anfange ihrer Krankheit nicht einmal nach ihr hatte erkundigen lassen. Als er aber erfuhr, von welchem Uebel sie befallen sei, schickte er seinen Oberchirurg, Holzendorf, um sich zu unterrichten, ob es wirklich die Kinderblattern seien, woran sie litt.

„Dieser Grobian,“ beschwerte sich Wilhelmine später in ihren Memoiren, „sagte mir tausend harte Dinge im Namen des Königs und seiner eigenen widrigen Person. In jedem andern Augenblick hätte er mir

Galle erregt, jetzt litt ich zu sehr, um auf seine Unverschämtheit zu merken."

Sobald er ihre Krankheit bestätigt hatte, wurde die Prinzessin auf Befehl des Königs eingeschlossen, um zu verhindern, daß sich die Krankheit weiter verbreite. Alle Zugänge zu ihrem Zimmer wurden verschlossen und versiegelt. Der strengste Befehl war gegeben, daß Niemand, der vom Könige oder der Königin komme, ihr Zimmer betreten dürfe. So sah sie sich wie eine Pestkranke behandelt und hatte keine andere Hülfe, als ihre Hofmeisterin und ihre Kammerfrau, welche letztere noch dazu guter Hoffnung war und daher auch nicht im Stande war, die Mühseligkeit der Krankenpflege zu ertragen.

Dabei lag sie in einer Kammer, die nicht geheizt werden konnte, wo es fror, um Steine zu zersprengen. Von aller Welt verlassen, war sie es doch nicht von ihrem Bruder, dem Kronprinzen, der die Blattern schon gehabt hatte. Es war ihr einziger Trost, daß dieser ihr so theure Bruder, der ihr durch geistigen Austausch der Gedanken die angenehmste Unterhaltung gewährte, täglich zu ihr kam und alle Stunden, wenn er sich vom Könige entfernen durfte, vor ihrem Bette zubrachte.

Die Königin ließ sich alle Augenblicke nach ihrem Befinden erkundigen, durfte sie aber nicht sehen, weil sie selbst noch diese Krankheit nicht gehabt hatte.

Neun Tage lang war Prinzessin Wilhelmine sehr bedenklich krank; alle Symptome ihrer Krankheit deuteten auf Lebensgefahr, und wer sie sah, meinte, sie würde ihr ganzes Leben entstellt sein. Dennoch entging sie dem Tode und auf ihren feinen Gesichtszügen blieb von dieser grausamen Krankheit keine Spur zurück.

3.

Indeß war Herr von Bremer, Bevollmächtigte des Markgrafen von Anspach, nach Berlin gekommen, um sich par procuration seines Herrn mit der zweiten Prinzessin, Friederike Louise, zu verloben.

Die Ceremonie wurde ohne alles Gepränge vollzogen. Der König war seine Gicht und seine üble Laune los geworden. Nur gegen seine Tochter Wilhelmine hatte er sie behalten. Nie trat der liebenswürdige Holzendorf, ihr Arzt, in ihr Zimmer, ohne ihr im Namen des Königs, die unangenehmsten Dinge zu sagen. Dieser böse Mensch stand damals in der höchsten Gunst des Königs. Alle Welt beugte vor ihm die Knie; er aber benutzte seine Stellung nur, um allen rechtlichen Personen zu schaden. Besonders aber der Königin, dem Kronprinzen und der Prinzessin Wilhelmine. Er war ebenfalls Seckendorf's bestochene Creatur. Das ist genug gesagt.

Der König behandelte den Kronprinzen jetzt wieder etwas milder. Das geschah aber aus Politik und auf

Grumbkow's Zurathen, der den König damals ganz in Händen hatte.

Die militärischen Begleiter des Prinzen, Graf von Finkenstein und der Obrist von Kalkstein, standen beide den österreichischen Plänen, für welche Grumbkow handelte, im Wege. Sie mußten also aus den Umgebungen des Kronprinzen entfernt werden. Grumbkow trug dem Könige seine Gründe vor und erhielt dessen volle Beistimmung, und so wurden denn beide Hofmeister ehrenvoll entlassen, unter dem Vorwande, weil der Kronprinz majorenn sei und ihrer Dienste nicht mehr bedürfe.

Das war der eigentliche wahre Grund der bereits früher erwähnten Aenderung in der Stellung des Kronprinzen, die ihm auf der einen Seite mehr Freiheit gab, denn die neuen Gesellschafter des Kronprinzen hatten nicht die geringste Gewalt über ihn, auf der andern Seite aber auch es viel leichter machte, daß der Kronprinz mit seinem Vertrauten Keith und später mit Katte seinen Debauchen nachgehen konnte. Kaiserling und v. Rochow waren beide rechtliche Männer; aber der Erstere wußte sich, da er mehr Verstand und Belesenheit, dabei ungemein viel Weltgewandtheit besaß, besser bei ihm zu insinuiren; leider trug er aber auch das Seinige bei, den religiösen Glauben des Kronprinzen zu erschüttern, wenigstens erregte er bei ihm in Sachen des Glaubens philosophische Zweifel, die durch Katte und durch die

Lectüre von Wolf's und Voltaire's Schriften nur zu sehr bestätigt wurden.

Während der täglichen Besuche des Kronprinzen bei der Prinzessin Wilhelmine beschäftigten sich beide mit Lesen und Schreiben auf eine geistreiche Weise. Unter andern lasen sie Scarron's komischen Roman und wendeten die Charaktere derselben auf die ganze österreichische Bande an, wie sie die Anhänger des Herrn v. Seckendorf am Königlichen Hofe nannten. Grumbkow, der Markgraf von Schwedt, der wieder anfing mit seinen Heirathsplänen gegen Prinzessin Wilhelmine herauszurücken; Seckendorf selbst und Andere erhielten Beinamen aus Scarron's Romane. Selbst der König wurde mit solchen satyrischen Anspielungen nicht verschont. Besonders erhielt die Oberhofmeisterin der Königin, Gräfin von Finkenstein, wegen ihrer Aehnlichkeit in der Figur mit der beschriebenen Person, den Namen: Madame Bouillon, was zu manchen Scherzen Veranlassung gab, welche diese endlich zur Belustigung der Gesellschaft sehr übel nahm.

Da der Markgraf von Anspach binnen acht Tagen ankommen sollte und weder er, noch die ihm bestimmte Braut Prinzessin Louise schon die Blattern gehabt hatten, so wurde Prinzessin Wilhelmine aus Potsdam fortgeschafft. Vor ihrer Abreise ging sie zum Könige; aber ihre Mutter ließ sie nicht lange bei dem strengen Vater,

weil er sie gewöhnlich höchst unfreundlich behandelte und die Königin fürchtete, daß die Gemüthsbewegungen ihrer kaum wieder hergestellten Gesundheit schaden möchten.

Der König und die Königin kamen ihr bald nach, als sie sich in Berlin befand. Die Hochzeit des Markgrafen von Anspach mit der Prinzessin Louise wurde mit Gepränge gefeiert. Doch Wilhelmine nahm als Reconvalescentin daran keinen Antheil und blieb ihrer Einsamkeit überlassen.

Erst als nach 14 Tagen die beiden Neuvermählten abgereist waren, durfte sie wieder in der Gesellschaft erscheinen.

Der Hof blieb nicht lange in Berlin, sondern folgte dem Könige nach Wusterhausen, welches so höchst unfreundliche und enge Schloß wieder der Schauplatz neuer Mißhelligkeiten und Unannehmlichkeiten wurde.

4.

Täglich gab es Streit in der einmal so verstimmten Königlichen Familie. Der Zorn des Königs gegen den Kronprinzen und die Prinzessin Wilhelmine ging so weit, daß sie mit Ausnahme der Mahlzeiten vor dem Könige nicht erscheinen durften. Auch hatte er ihnen verboten, zu der Königin zu gehen.

Prinzessin Wilhelmine beschwerte sich später in ihren

Memoiren *): „Kaum gestand er uns das Nothwendige zu; von früh bis Abends plagte uns der Hunger, und wir nährten uns, mein Bruder und ich, von nichts als Milch und Kaffee, und Mittags und Abends erhielten wir dabei vor aller Welt die schönsten Ehrentitel; Nachmittags ließ die Königin diese ihre beiden unglücklichen Kinder heimlich zu sich kommen. Es waren Aufpasser ausgestellt, welche die Rückkehr des Königs von seinem Spazierritt melden mußten. Dann hatten Wilhelmine und Fritz nichts Eiligeres zu thun, als dem Erscheinen ihres gestrengen Vaters zu entfliehen.

Eines Tages aber, als beide wieder im Zimmer der Königin sich befanden, war nicht gehörig aufgepaßt. Plötzlich hörte man den schweren Schritt des Königs schon im Vorzimmer der Königin. Hätte er beide dort überrascht, so würde es zu Thätlichkeiten gekommen sein. Nun aber war guter Rath theuer. Das Gemach der Königin hatte keinen andern Ausgang, als die Flügelthür, durch welche der König in jedem Augenblick eintreten mußte. Da in der Angst und Eile verbarg sich der Prinz in einen Wandschrank und Prinzessin Wilhelmine schlüpfte unter das Bett der Königin.

Kaum hatten sie Zeit, sich in diesen Verstecken in Sicherheit zu bringen, so trat der König ein.

---

*) Als Markgräfin von Bayreuth.

Unglücklicherweise war er sehr ermüdet. Er setzte sich auf seinen hölzernen Lehnsessel und schlief ein. Fast zwei Stunden lang dauerte der Schlaf. Aber jeden Augenblick konnte er aufwachen. Gefährlich wäre es gewesen, hätten die beiden ihre Verstecke verlassen wollen. Prinzessin Wilhelmine erstickte fast unter dem niedrigen Lager. Von Zeit zu Zeit blickte sie mit dem Kopfe heraus, um zu sehen, ob der König noch schlief. Diese Scene mag komisch genug gewesen sein, für die beiden Versteckten war sie nur qualvoll.

Endlich erwachte der König und ging fort.

Friedrich und Wilhelmine krochen aus ihren Verstecken hervor und baten die Königin auf das Inständigste, sie nicht wieder einer solchen Komödie auszusetzen.

Mehrmals bat Wilhelmine ihre Mutter, dem Könige schreiben zu dürfen, um die Ursache seines Zorns zu erfahren, und wenn sie ihn beleidigt haben sollte, seine Verzeihung zu erflehen. — Allein die Königin verbot ihrer Tochter unbedingt und auf das Strengste, jeden Schritt zur Versöhnung.

„Was würde es helfen?“ sprach sie zur Prinzessin, „der König würde Dir seine Gunst versprechen, aber nur unter der Bedingung, den Markgrafen von Schwedt oder den Herzog von Weißenfels zu heirathen, was würdest Du alsdann thun können?“

Diese Gründe waren nicht ohne Gewicht und sie mußte sich dann wohl dem Unvermeidlichen fügen.

Auf diese Stürme folgten ein Paar gute Tage — leider nur veranlaßt durch eine Abwesenheit des Königs.

Dieser hatte sein Vermählungsproject seiner Tochter Wilhelmine mit dem Sohn des Königs von Polen keineswegs aufgegeben. Trotz allem Widerstreben desselben hoffte er immer noch die Partie zu Stande zu bringen.

Für diesen Zweck war der König nach Libnow gegangen, wo er eine Zusammenkunft mit dem Könige von Polen und seinem ältesten Sohn hatte.

Allein der Kronprinz von Polen blieb bei seiner entschiedenen Weigerung. Alles Zureden von Seiten beider Könige war vergebens. Der König Friedrich Wilhelm wurde darüber ungeduldig, und im Aerger über diese Hindernisse gab er in Gegenwart des Königs August dem Herzog von Weißenfels das feierliche Versprechen, daß er unwiderruflich der Gemahl der Prinzessin Wilhelmine werden solle. Er vollzog sogleich im Namen derselben, durch Ringewechseln, die feierliche Verlobung.

Bei seiner Rückreise kam er durch Dam, einem kleinen Städtchen, das diesem Prinzen gehörte. Dort hielt er sich einige Tage auf.

Während dieser Zeit war die Königliche Familie in

Wusterhausen geblieben, wo der Kronprinz und die Prinzessin, da sie keiner üblen Behandlung ausgesetzt waren, eine Art von Ruhe genossen.

Diese gute Zeit ging aber mit der Rückkehr des Königs zu Ende. Er sah den Kronprinzen gar nicht mehr, ohne ihm mit dem Krückstock zu drohen. Und dieser sagte oft zu seiner Lieblingsschwester: „Die härteste Behandlung von Seiten meines Königlichen Vaters werde ich immer mit schuldiger Ehrerbietung ertragen; käme es aber je zu Schlägen, so werde ich davon laufen, denn solche thätliche Mißhandlungen werde ich nie ertragen können.“

Der König hatte allerdings Grund mit der Aufführung des Kronprinzen höchst unzufrieden zu sein. Die Freigeisterei einer Philosophie der Vorherbestimmung, wonach der Mensch sich der Sünde nicht erwehren könne, wenn er dazu einmal Neigung und Vorherbestimmung habe, war Katte's Meinung, die er durch die philosophischen Schriften Wolf's, Voltaire's und anderer Franzosen zu belegen wußte. Der König erfuhr von seinen Ausschweifungen und strafte ihn auf eine Weise thätlich, wie sie ein Officier und noch dazu von dem Range eines Obrist mit der militärischen Ehre allerdings nicht für vereinbar halten kann. Einmal mußte der preußische Obristlieutenant, Kronprinz Friedrich, wieder Fähnrichsdienste thun.

5.

Endlich verließ der königliche Hof den so höchst unangenehmen Aufenthalt in Wusterhausen und kehrte nach Berlin zurück.

Da der König die Heirath der Prinzessin Wilhelmine mit dem Herzoge von Weißenfels gar nicht mehr erwähnte, so glaubte die Königin und die Prinzessin sich darüber schon ganz in Sicherheit.

Eines Abends indeß bekam Wilhelmine einen Brief von dem Kronprinzen, welchen ihr einer seiner treuesten Diener heimlich überreichte, worin er ihr schrieb: „Ich bin in Verzweiflung, denn der König hat sich neulich bis zu Thätlichkeiten gegen mich hinreißen lassen. Auf das Grausamste hat er mich mit dem Stocke gemißhandelt, so daß ich geglaubt habe, er würde in seiner Wuth mich umbringen."

Zum Schluß sagte er: „Meine Geduld ist am Ende. Ich habe zu viel Ehre, um mich wie einen Elenden behandeln zu lassen. Erlange ich nicht bald von Seiten Englands das Ende meiner Leiden, so würde ich mich gezwungen sehen, andere entschiedene Wege einzuschlagen, deren ich mich gerne überhoben sähe."

Das war die erste bestimmte Andeutung eines Entschlusses des Kronprinzen, der so viele entsetzliche Folgen über sein Haupt und seine Umgebungen brachte. Man

denke sich die Wirkung dieses Briefes auf die Königin und die Prinzessin. Ihr Schmerz läßt sich mit Worten nicht beschreiben. Die letztere verstand besser, als ihre Mutter die Andeutungen ihres Bruders, und daß darin die Absicht einer Flucht enthalten sei.

Prinzessin Friederike Wilhelmine wagte es die Königin zu bitten, daß sie dem Könige seinen Willen ließe. Sie sähe ja die Uneinigkeit, die in der Familie herrsche, die Art wie ihr Bruder vom Könige behandelt werde und wie sehr der König seit einem Jahre erbittert sei.

„Ich wollte gern,“ fuhr sie weinend fort, „das Opfer von allen diesen unglücklichen Mißverhältnissen sein, wenn nur dadurch Versöhnung herbeigeführt würde. Es giebt keinen Schritt, wie schwer er auch wäre, zu dem ich mich nicht lieber entschlösse, als diesen Zwiespalt und ewigen Kummer, der daraus für meinen Bruder entsteht, länger ertragen zu müssen.“

Diese Reden, welche die Heirathspläne der Königin durchkreuzten, brachten dieselbe gewaltig auf gegen ihre Tochter.

„Willst Du mir das Herz durchbohren, Wilhelmine?“ rief sie in höchster Aufregung, „und Niederträchtigkeiten begehen, die meiner und Deiner gleich unwürdig sind? Thue dann, was Du willst, ich aber gebe Dir unverzüglich meinen Mutterfluch, und von diesem Augenblicke an wirst Du meine Tochter nicht mehr sein.“

Dabei gerieth die Königin in eine Heftigkeit, daß sie zitterte und Wilhelmine sich erschreckte. Sie hatte alle mögliche Mühe sie zu beruhigen und ihren Frieden mit ihrer Mutter wieder herzustellen.

6.

In den Umgebungen der Königin war eine Veränderung vorgefallen, die nicht ohne Einfluß auf das Geschick der Prinzessin war.

Seit der Verheirathung der Gräfin Amalie von Finkenstein war ein Fräulein von Bülow in die Stelle der ersten Hofdame der Königin eingetreten.

Der Charakter derselben war nicht so boshaft, als der der Gräfin Amalie, im Gegentheil war sie sehr gutmüthig und dienstfertig; sie that Niemandem Schaden; indeß hatte sie den Fehler höchst intriguant zu sein.

Sie war mit Herrn von Bourguait, dem englischen Gesandten und dessen Gemahlin auf das Engste befreundet; noch mehr aber mit Herrn von Kniephausen, erstem Staatsminister des Königs, wodurch es der Königin sehr leicht wurde, alle, auch die geheimsten Staatsangelegenheiten zu erfahren.

Die boshafte Kammerfrau Ramon ging auch ungehindert ihren Weg der Intrigue. Sie hinterbrachte der Königin falsche Nachrichten über den König, während sie alle Geheimnisse der Königin an die ihr feindselige öster=

reichische Partei verrieth und diese gleichsam ihren Feinden verkaufte.

Seit dem Briefe des Kronprinzen wußte die Königin nicht mehr, welchen Heiligen sie anrufen sollte.

Der malitiöse Eversmann war damals des Königs vertrautester und einflußreichster Günstling. Die Königin wußte, daß dieser Mensch von Seckendorf und Grumbkow bezahlt, alles Mögliche that, um den König bei jeder Gelegenheit gegen seine Familie noch mehr zu erbittern. Sie beschloß daher ihn um jeden Preis zu gewinnen, und ließ darüber mit Herrn von Bourguait sprechen; Alles, was sie für diesen Zweck von ihr erhalten konnte, waren 500 Thaler. Sie legte noch ebensoviel zu und nachdem sie sich gezwungen hatte, auf das Freundlichste mit diesem gefährlichen Kammerdiener des Königs zu reden und ihm die prächtigsten Versprechungen gemacht hatte, gab sie ihm die tausend Thaler und sagte ihm dabei, daß diese Summe eine geringe sei gegen die Vortheile, die ihm künftig gewährt werden würden, wenn er sich ihrer Partei anschließen würde und seine Pflicht thäte.

Der boshafte Mensch versprach Alles, verrieth es aber augenblicklich an den König, bei dem er sich ein großes Verdienst aus dieser Verrätherei machte. Begreiflich wurde dadurch der König noch mehr gegen die Königin erbittert. Eversmann durfte zur Belohnung seiner Ergebenheit für den König die 1000 Thaler behalten und fuhr nach wie

vor fort, jede Gelegenheit zu benutzen, um der Königin und ihren Kindern zu schaden wo er nur konnte.

7.

So betrat die vielfach geplagte Familie des Königs das verhängnißvolle Jahr 1730.

Der König kam zum Neujahrstage nach Berlin. Während der ganzen Zeit seines dortigen Aufenthalts war er gut gelaunt. Die Heirathsangelegenheiten wurden gar nicht berührt.

Die Königin und die Prinzessin hatten Mittel gefunden den Kronprinzen zu beruhigen. Sie schmeichelten sich mit der Hoffnung, nach so vielen Widerwärtigkeiten selbst endlich Ruhe und Frieden gefunden zu haben; allein wer kennt die Falten des menschlichen Herzens? wer darf auf dauerndes Glück hoffen, wo im Geheim so böse Mächte walten?

Ganz im Stillen hatte sich ein entsetzliches Ereigniß vorbereitet, das wie ein Wetterstrahl in diese nur scheinbar friedliche Häuslichkeit einschlagen sollte.

Der König hatte sich von Berlin nach Potsdam begeben. Alles schien im besten Vernehmen zu leben, aber um desto schlimmer hatte der böse Feind sein Spiel gehabt.

Nach einigen Tagen erhielt der Hofmarschall, Graf von Finkenstein, vom Könige einen versiegelten Brief,

mit der Ordre denselben nur in Gegenwart von Grumbkow und dem Feldmarschall von Bork, der indeß Staatsminister geworden war, zu eröffnen und dann gemeinschaftlich zu lesen.

Beide hatten ebenfalls vom Könige den Befehl erhalten, sich zu dem Grafen von Finkenstein zu begeben.

Sobald alle drei dort versammelt waren, erbrachen sie feierlich den Brief und lasen die Ordre, welche eine Einlage an die Königin enthielt.

Das königliche Schreiben an den Hofmarschall und die Staatsminister lautete:

„Sobald Ihr alle drei, nämlich Grumbkow, Bork und Finkenstein, versammelt seid, begebt Euch zu meiner Frau und sagt ihr in meinem Namen, daß ich ihrer Intriguen müde bin, daß ich durchaus nicht mehr das Spielwerk Englands, welches mich und meine Familie entehrt, sein will; daß ich entschlossen bin, meine Tochter Wilhelmine, Allen zum Trotz zu verheirathen; aber aus außerordentlicher Gnade gegen meine Frau ihr erlaube zum Letztenmale nach England zu schreiben, um zu erfahren, ob man die einfache Heirath eingehen wolle, oder nicht; aber dagegen auch fordere, daß meine Frau, wenn die Antwort nicht nach Wunsch ausfällt, ihr Ehrenwort gebe, sich der Verheirathung meiner Tochter, nach meinem Belieben, nicht widersetze. Sie kann alsdann zwischen dem Markgrafen von Schwedt und dem Herzog von Weißen-

fels wählen. Wenn sie aber diese Bedingungen nicht eingehen sollte, so sagt ihr, daß ich auf immer mit ihr breche, und sie sich mit ihrer unwürdigen Tochter, die ich dann nicht mehr für die meinige anerkennen werde, nach ihrem Wittwensitz Oranienburg zurückziehen kann. Thut Eure Pflicht, wie es treuen Unterthanen geziemt, und wendet alle Kräfte an, sie zur Fügung in meinen Willen zu bewegen. Ich werde Euch dafür Dank wissen; es aber im entgegengesetzten Fall an Euch und Eurer Familie ahnden, und bin Euer gewogener König

Friedrich Wilhelm."

Sobald die drei Herren diese königliche Ordre gelesen hatten, begaben sie sich zur Königin. Diese errieth durchaus nicht die Absicht dieses Zuspruchs. Allein der Graf von Finkenstein hatte Wege gefunden, die Königin einigermaßen vorzubereiten auf die höchst unangenehme Angelegenheit, die sie herführte.

Als sie bei der Königin eingetreten waren, überreichte ihr Grumbkow mit kaum verhaltener Schadenfreude den an die Königin gerichteten Brief, der aber in so harten Ausdrücken abgefaßt war, daß wir billig Bedenken tragen müssen, dieselben zu wiederholen.

Alsdann übergaben sie ihr die selbst erhaltene Ordre des Königs und sprachen sich darüber aus, wie es ihnen der Inhalt gebot.

Grumbkow zeichnete sich bei dieser Gelegenheit aus.

Er folgte dem Beispiele des Teufels, der sich auf die heilige Schrift bezog, um zu beweisen, was ihm gut dünkte.

Nachdem er vergebens alle politischen Gründe erschöpft hatte, um der Königin ans Herz zu legen, wie sehr das Interesse der Krone dieses Opfer erheische, versuchte er ihr aus der heiligen Schrift zu beweisen, daß die Weiber ihren Männern unterthan sein sollten, und daß, wenn es auf kindlichen Gehorsam ankäme, die Kinder schuldig wären vorzugsweise dem Vater und nicht der Mutter zu gehorchen; auch daß der Vater das Recht habe, die Tochter, ohne ihre Neigung zu befragen, zu einer Heirath zu zwingen.

Die Königin antwortete ihm dagegen mit dem Beispiele Bethuel's, der den Dienern Abraham's, wie sie für seinen Sohn Isaac um Rebecca anhielten, antwortete: „Lasset das Mägdlein holen und fordert ihre Einwilligung.“

„Ich kenne,“ setzte die Königin hinzu, „die Unterwerfung, welche das Weib dem Manne schuldig ist; weiß aber auch, daß sich diese Unterwerfung nur auf vernünftige Dinge beschränkt, auf Dinge, die weder der Billigkeit noch der Gerechtigkeit widerstreben; daß aber auch weder Billigkeit noch Gerechtigkeit darin zu finden ist, wenn man meine Tochter zwingen will, sich mit einem rohen, wüthenden, ausschweifenden und von Lastern ge-

brandmarkten Menschen zu verheirathen, der überdies der jüngste des brandenburgischen Hauses, nichts sei, als ein polnischer General und apanigirter Prinz, der nicht einmal soviel Einkommen habe, um nur allein standesmäßig zu leben, geschweige denn die Hofhaltung einer Königstochter anständig zu erhalten; dessen Alter mit dem der Prinzessin in gar keinem Verhältniß stehe; der ein höchst widerwärtiges Aeußere habe, und nicht das mindeste Empfehlende besitze, was doch erforderlich sei um einer jungen Prinzessin Neigung für sich einzuflößen.“

„Und was endlich,“ fuhr sie fort, „die Drohungen des Königs, sich von mir scheiden zu lassen, betreffen; so sind diese Drohungen durchaus null und nichtig; denn die Ausführung dieser Drohung steht gar nicht in der Macht des Königs. Ich habe mich ihm niemals, weder mit Worten, noch mit Werken seinem Willen widersetzt, und habe ihm durch mein Betragen niemals gerechte Ursache zur Beschwerde gegen mich gegeben; ich halte es daher unter meiner Würde, mich gegen diesen Vorwurf weiter zu verantworten. Uebrigens werde ich den Befehlen des Königs gemäß nach England schreiben; aber nie, wie auch die Antwort ausfallen möge, in eine der beiden vorgeschlagenen Heirathen willigen. Viel lieber würde ich den Tod erleiden, als zugeben, daß meine Tochter in ein solches Unglück gestürzt werde.“

Am Ende fügte sie noch hinzu: „Mir ist unwohl, man sollte mir doch in dem Zustande guter Hoffnung mehr Schonung erweisen.“

Nach einiger Anzüglichkeit, die sie mit heftiger Erbitterung Grumbkow sagte, beschloß sie die Audienz, indem sie sich in lebhafter Bewegung fortbegab.

8.

Sobald die Königin sich zurückgezogen hatte, ließ sie ihre Tochter Wilhelmine rufen. Diese fand sie heftig weinend. Die Königin erzählte ihr den ganzen unangenehmen Vorgang und zeigte ihr den Brief des Königs, worauf die Prinzessin nur mit ihren Thränen antworten konnte.

Dieser entsetzliche Brief mußte indeß beantwortet werden. Was die Königin schrieb, war rührend in den herzlichsten Worten. Sie wiederholte Alles, was sie den drei Marschällen gesagt hatte. Alsdann ging sie mit ihrer Oberhofmeisterin, Gräfin von Finkenstein und ihrer Tochter über den zu fassenden Entschluß in Berathung. Man kam einstimmig dahin überein, daß sie die Kranke spielen sollte, so gut, daß selbst die Kammerfrauen die Verstellung nicht merkten.

Die Gräfin Finkenstein sagte der Königin bei dieser Gelegenheit, nicht ohne Absicht, daß sie in der That nicht wisse, wer die Person in ihren Umgebungen sei, die Alles

ausplaudere, was bei ihr vorgehe, selbst die Gespräche, die die Königin ganz allein mit ihr führe.

„Ihro Majestät," fuhr sie fort, „kann in diesem kritischen Zeitpunkte nicht vorsichtig genug sein; man horcht an allen Thüren und Personen, die Ihnen sehr zugethan scheinen, verrathen Sie."

Die Königin antwortete in ihrer unglückseligen Verblendung: „Sie können von meinen Geheimnissen nichts verrathen, denn Sie wissen sie nicht. Von der Ramon aber bin ich der treuesten Verschwiegenheit gewiß."

Die Prinzessin, die Gräfin von Finkenstein und die Hofdame Fräulein von Bülow, die bei diesem Gespräch zugegen waren, sahen sich gegenseits der Reihe nach an, auf eine Weise, die ihre Gedanken hätte verrathen müssen; aber die Königin, obwohl ihr diese Blicke nicht entgangen waren, wollte nichts davon wissen.

Noch an demselben Abende bei Tisch fing sie an die verabredete Komödie zu spielen; sie that, als ob sie unpäßlich würde. Sie spielte ihre Rolle so gut, daß auch die darum wußten, sowie alle Uebrigen getäuscht wurden; nur nicht die Ramon, die sie, ohne ihren Verrath zu fürchten, schon von dem Geheimniß unterrichtet hatte.

Tages darauf blieb die Königin im Bette und beobachtete genau die Gewohnheiten einer wirklichen Kranken.

Das Alles hinderte sie aber nicht, dem Kronprinzen heimlich zu antworten, ihm den ganzen Vorgang schrift-

lich mitzutheilen und einen Entwurf des Briefes beizulegen, den er an die Königin von England in der Heirathsangelegenheit schreiben sollte.

Er sollte darin sagen, daß er sich wegen der Vermählung seiner Schwester mit dem Prinzen von Wales schon einmal, wiewohl ganz ohne Erfolg an sie gewendet habe, aber dadurch nicht muthlos gemacht sei, indem er ihr gutes Herz und das des Königs von England, nebst ihrer Zärtlichkeit für die Königin, seiner Mutter, und ihre Familie zu wohl kenne, um glauben zu können, daß sie bei dem Zustande, in welchen sie durch den Unwillen des Königs gerathen wären, länger anstehen sollten, ihre Einwilligung zu der Heirath der Prinzessin Wilhelmine mit dem Prinzen von Wales zu ertheilen; daß sie dadurch nichts wagten, weil er sein Wort gegeben habe, nie eine Andere zu heirathen, als Prinzessin Amalie, ihre Tochter. Wenn sie aber diese Angelegenheit noch mehr in die Länge ziehen sollten, so würde er nicht nur sich ihres Versprechens für entbunden halten, sondern auch den ersten Heirathsvorschlag annehmen, den ihm sein Vater machen sollte.

Der Kronprinz stand nicht an diesen Brief abzuschreiben, der zugleich mit dem der Königin, welcher sehr stark in ihren Ausdrücken war, abgesendet wurde.

Soviel Abneigung Wilhelmine auch bis jetzt gegen diese Heirath gehabt hatte, so wünschte sie doch jetzt, daß

sie zu Stande kommen möge. Unter den drei ihr drohenden Uebeln war diese Partie immer noch das geringste. Sie sah nur zu deutlich voraus, welches Schicksal sie treffen müsse, wenn dieser Plan fehlschlagen sollte.

So währte es einige Tage. Die Königin verließ Nachmittags ihr Bett und speiste mit ihren Kindern und Damen zu Nacht.

Allein am 25. Januar kam die Krisis. Die Königin erhielt nämlich eine neue Gesandtschaft vom Könige, bestehend aus denselben Personen, die ihr die erste unglückliche Botschaft gebracht hatten. Aber ihre Aufträge waren diesesmal viel stärker als die vorigen. Der König beharrte auf seiner Drohung sie auf ihren Wittwensitz zu schicken. Zugleich drohte er aber auch Prinzessin Wilhelmine zwischen vier Mauern einschließen zu lassen, und den Kronprinzen ins Unglück zu stürzen. Englands that er weiter nicht Erwähnung; sondern sagte nur, daß er nichts mehr davon hören wolle; selbst wenn es jetzt noch nachgeben sollte, würde er die Hand seiner Tochter dem englischen Prinzen versagen, sie solle also gutwillig einen der gemachten Vorschläge wählen, oder der Ahndung des Königs für ihren Eigensinn, dessen ganze Last auf sie, die Prinzessin, zurückfallen würde, gewiß sein.

Alle diese mündlichen Mittheilungen waren von einem zweiten, noch heftigeren Briefe des Königs an die

Königin begleitet. Aber so wenig dieses Schreiben, als die hinzugefügten Drohungen erschütterten im Geringsten den festen Vorsatz der Königin, nicht einzuwilligen. Sie beharrte fest auf ihrer Weigerung und sagte: Der König kann mich tödten, aber nicht zwingen Ja zu sagen, wo meine Mutterpflicht für das Wohl meiner Tochter von mir fordert: „Nein" zu sagen.

Am folgenden Tage legte sie sich wieder nieder, um von Neuem die Kranke zu spielen.

Von einem Augenblick zum andern sahen die Königin und ihre Kinder gewaltsamen Maßregeln entgegen. Unruhe und Kummer griffen die ohnehin zarte Gesundheit der Prinzessin Wilhelmine so an, daß sie nicht schlafen konnte und allen Appetit zum Essen verlor, dabei natürlich bedeutend abmagerte.

Acht Tage verstrichen in dieser peinlichen Lage, als endlich Antwort von England ankam. Diese Antwort lautete wieder ganz in der bisherigen ausweichenden Weise.

Der König und die Königin von England erklärten sich sehr geneigt, die viel besprochene Heirath des Prinzen von Wales mit der Prinzessin Wilhelmine zu vollziehen, vorausgesetzt, daß die des Kronprinzen mit der englischen Prinzessin Anna zu gleicher Zeit stattfände.

Der Brief der Königin an Prinz Friedrich enthielt eigentlich nur Complimente.

Die Königin theilte der Prinzessin diese Nachrichten sogleich mit; aber sie war davon so angegriffen, daß ernstliche Besorgnisse für ihre Gesundheit nur zu sehr gerechtfertigt erschienen.

Indeß mußten doch die unangenehmen Briefe aus England dem Könige vorgelegt werden. Die Königin begleitete dieselben mit einem sehr rührenden Brief, in der Hoffnung, das Herz des Königs zu erweichen. Er schickte aber den Brief mit Einlagen ungelesen wieder zurück und ließ sagen, daß er von den englischen Heirathen nichts mehr hören wolle.

Das war abermals wieder ein Werk der Verrätherei der Ramen, der die Königin Alles vertraut hatte und die nichts Eiligeres zu thun wußte, als den König davon in Kenntniß zu setzen.

Noch an demselben Abend gab es einen unangenehmen Auftritt, der für die Königin viel Verletzendes hatte, durch die Person, welche der König beauftragt hatte, in dieser Angelegenheit der Königin seine Meinung zu sagen.

Viertes Capitel.

Fortsetzung der Heirathsintriguen. — Eversmann's Auftrag und dessen Unverschämtheit bei der Königin und der Prinzessin. — Vorschlag einer Partie mit dem Markgrafen von Bayreuth. — Scene zwischen dem Könige und der Königin. — Die Markgräfin Philipp. — Tragi-komische Scene. — Gegenvorstellungen der Prinzessin. — Unwillen der Königin. — Vorwürfe vom Kronprinzen. — Des Königs Brief an den Markgrafen wird noch nicht abgesendet. — Absendung des englischen Gesandtschafts-Caplan nach London.

1.

Noch an demselben Abend kam der maliciöse Vertraute des Königs, der Kammerdiener Eversmann von Potsdam, wo der König residirte, nach Berlin und begab sich unmittelbar zur Königin. Diese lag noch im Bette und empfing ihn als Kranke, was indeß den Abgesandten nicht bestimmen konnte, schonend zu verfahren. Er sagte ihr mit der kaltblütigsten Unverschämtheit die unangenehmsten Dinge von der Welt.

„Des Königs Majestät," sprach er, ist gegen Ew.

Majestät und Ihro Hoheit die Prinzessin auf das Höchste und mit Recht aufgebracht. Er hat geschworen, unnachsichtlich die entschiedenste Gewalt anzuwenden, wenn Hochdieselben nicht seinen Befehlen willfahren würden."

„Jedermann leidet," fuhr er fort, „von seiner übelsten Laune. Er hat meinen Bruder in die Haare gepackt und auf das Grausamste gemißhandelt."

Nachdem er der Königin noch mehr Unangenehmes gesagt hatte, verließ er sie und trat zu der Prinzessin Wilhelmine heran, die sich im Vorzimmer befand.

„Wie lange," redete er sie im unverschämten Tone an, „wollen Sie noch die Uneinigkeit in der Königlichen Familie erhalten und den Zorn des Königs auf sich ziehen? Ich sage Ihnen als Freund, unterwerfen Sie sich gutwillig seinem Befehl, oder erwarten Sie die abscheulichste Schmach. Ich weiß was im Vorschlage ist. Ihnen bleibt kein Augenblick zu verlieren; geben Sie mir einen Brief für den König und setzen Sie sich über Alles, was Ihnen die Königin sagen könnte, hinweg. Ich sage Ihnen das Alles nicht für meinen eigenen Kopf, sondern auf Befehl des Königs."

Man setze sich an die Stelle der unglücklichen Prinzessin; es war ein Gefühl der tiefsten Erniedrigung, das sie empfand bei dem Gedanken, durch einen elenden Kammerdiener so rücksichtslos behandelt zu werden. Und

dennoch mußte sie kaltes Blut behalten. Sie antwortete also mit Besonnenheit:

„Die Ungnade des Königs ist das Schmerzlichste, was mir begegnen kann. Ich werde Alles thun, um seine Gunst wieder zu gewinnen. Ich kenne das gute Herz meines Vaters und seine väterliche Zärtlichkeit zu wohl, um glauben zu können, daß er mich leichtsinnig ins Unglück stürzen wolle. Aber dennoch werde ich mich seinen Befehlen, so hart sie auch sein mögen, unterwerfen, sobald er nur mit meiner Mutter übereinstimmt. Ich weiß es, daß er als Vater alle Rechte über mich hat, allein die Ansprüche meiner Mutter auf meinen kindlichen Gehorsam sind nicht weniger gültig.“

„Ich bin bereit,“ schloß sie, „mit jedem Eid, den mir der König vorlegen wird, zu versichern, daß ich nie den Prinzen von Wales heirathen will, wenn mich der König alsdann nur mit den zwei Menschen, gegen die ich einen unüberwindlichen Widerwillen hege, zu verschonen verspricht.

Nun wendete sich Eversmann an die Hofmeisterin der Prinzessin und sagte:

„Der König befiehlt Ihnen, die Prinzessin zu einer Heirath mit dem Herzog von Weißenfels zu bereden und im Fall, daß sie diesen durchaus nicht wolle, mit dem Markgrafen von Schwedt. Wenn Sie aber die Befehle der Königin den seinigen vorziehen, wird

Sie der König bei Wasser und Brod nach Spandau schicken und Sie mit Ihrer ganzen Familie zu Grunde richten.“

Man weiß, wie in der Regel die Diener gestrenger Herren die Härte derselben noch übertreiben, um ihren Leidenschaften und Neigungen zu schmeicheln. Fräulein von Sonnenfels scheint allenfalls darauf gerechnet zu haben, daß der feile Diener des Königs bedeutend übertreibe. Wenigstens hatte sie Muth genug, um sich dadurch nicht einschüchtern zu lassen. Daher antwortete sie kaltblütig:

„Das steht in der Gewalt des Königs. Er hat mich in Pflicht genommen, die Prinzessin zu erziehen, aber nicht sie zu einer Heirath zu bereden. Ich mische mich nicht darein, ihr weder die eine, noch die andere Partie in den Kopf zu setzen, und bitte Gott, daß er sie leiten möge, das ihr Zuträglichste zu wählen.“

„Wissen Sie denn aber,“ fuhr der Kammerdiener fort, „was der König vorhat und wozu er entschlossen ist, wenn die Prinzessin in ihrer Halsstarrigkeit fortfährt?“

„Nein,“ entgegnete die Hofmeisterin, „ich mische mich in nichts und will es nicht wissen.“

„Ich will es Ihnen aber dennoch sagen,“ fuhr Eversmann fort, „der König giebt der Prinzessin drei Tage Bedenkzeit, und wenn sie demnach auf ihrer Weigerung beharrt, will er beide Prinzen nach Wusterhausen

kommen lassen und die Prinzessin zwingen, einen von ihnen zu heirathen. Willigt sie nicht ein, so erwarte man die priesterliche Einsegnung nicht, sondern sperrt sie mit dem Herzog ein, und dann wird sie glücklich sein, wenn er sie alsdann noch heirathen will.''

Ueber diese freche Rede, die die Prinzessin nur von ferne anhörte, waren die Sonnenfels und Frau v. Konnken vor Erstaunen ganz erstarrt.

Die Letztere vermochte aber diese Insolenz des verhaßten Kammerdieners nicht zu ertragen. Sie machte ihm über sein Benehmen die lebhaftesten Vorwürfe. Er aber blieb dabei, daß er nur die Befehle des Königs vollziehe, und daß es kein Mittel gebe, solchen Maßregeln auszuweichen, als einzuwilligen.

,,Giebt es denn aber,'' fragte Frau von Konnken, ,,in der ganzen Welt keine andere anständige Partie, als gerade diese beiden, wogegen die Prinzessin, nicht ohne Grund, einen unüberwindlichen Widerwillen hegt, daß man sie gerade zu einer von beiden zwingen will?''

,,Wenn die Königin,'' antwortete er, ,,eine bessere weiß, versteht sich mit Ausschluß des Prinzen von Wales, so glaube ich, würde ein solcher Vorschlag dem Könige so ziemlich genehm sein, obwohl er von Herzen wünscht, sie mit dem Herzog von Weißenfels vermählt zu sehen.''

Ein Befehl der Königin, der die Prinzessin und die

beiden Damen zu sich rief, machte dieser peinlichen Unterhaltung ein Ende.

2.

Sie sah es den Gesichtszügen der Prinzessin Wilhelmine an, daß etwas Besonderes vorgefallen sein mußte, und die Prinzessin theilte ihr, mit möglichster Schonung, Eversmann's salbungsvolle Predigt mit.

Nach langer Berathschlagung beschloß sie endlich, darüber am folgenden Tage mit dem Marschall v. Bock zu reden. Dieser Minister des Königs war ein redlicher Mann, der ihr mit Aufrichtigkeit Licht geben konnte über ihre bedenkliche Lage.

Die Königin ließ ihn also zu sich berufen und erzählte ihm, im Beisein ihrer Oberhofmeisterin, Gräfin von Finkenstein, Alles, was sich am Tage zugetragen hatte.

„Sie haben sich," fuhr sie fort, „Ihrer Aufträge von Seiten des Königs erledigt und ich habe Ihnen als Abgesandten desselben geantwortet; jetzt haben Sie mit jener Sache nichts mehr zu thun; ich fordere Ihren Rath, wie eines Freundes, und will, daß Sie mir gewissenhaft antworten."

Der biedere Marschall zuckte die Achseln. Er befand sich in einer seltsamen Lage, die wahre Aufrichtigkeit von seiner Seite kaum möglich machte. Der Wille

des Königs, seines Herrn, war für ihn bindend. Wollte er den Wünschen der Königin entgegen kommen, so war das nicht ohne Gefahr für seine Person. Doch mit Klugheit zog er sich aus seiner bedenklichen Lage und gab der Königin wirklich einen nützlichen Rath.

„Ich bin in Verzweiflung," sprach er, „die Königliche Familie in solchem Zwiespalt zu sehen und zu erfahren, welchen bittern Verdruß Ihre Majestät ertragen mußte. Bis jetzt hoffte ich immer, England würde endlich einen günstigen Entschluß fassen; da es aber in seinen ausweichenden Antworten beharrt, so sehe ich nicht, wie sich Ihre Majestät aus dieser Verlegenheit ziehen können. Was Eversmann gestern von den gewaltthätigen Schritten gesagt hat, die der König gegen die Prinzessin im Sinne hat, scheint mir nur zu wohl begründet; der Markgraf von Schwedt ist im Incognito hier in Potsdam; einer meiner Leute sah ihn, und auf meine Erkundigung erfuhr ich, daß er schon seit drei Tagen anwesend ist. Er wohnt in der Neustadt und geht nur Abends spät aus. Briefe von Dresden melden mir, daß sich der Herzog von Weißenfels in einem kleinen Dorfe, nahe bei Wusterhausen, befindet; man kann also von der Heftigkeit des Königs Alles erwarten. Ihre Majestät kennen seine Gemüthsart; einmal aufgebracht, ist er schwer wieder zu besänftigen. Gegen den Kronprinzen hat er sich schon zu Thätlichkeiten, gegen Ihre Majestät

zu gewaltsamen Ausbrüchen hinreißen lassen; die folgenden Schritte kosten ihm nun nicht mehr so viel. Da mir Ihre Majestät befiehlt, meine Meinung zu sagen, so deucht mir, Sie können in dieser traurigen Lage nichts thun, als Zeit zu gewinnen suchen."

„Allein," rief die Königin, „meine Tochter soll übermorgen ihren Entschluß erklären, wie soll man da Zeit gewinnen?"

„Es bleibt unter diesen Umständen nichts übrig, als einen dritten Bewerber um die Hand der Prinzessin zu nennen. Ich bin überzeugt, daß weder Grumbkow, noch Seckendorf darein willigt. Ihre Majestät wagen also nichts, Sie gewinnen Zeit und besänftigen den König."

Die Königin stimmte diesem Rath völlig bei, und nachdem sie eine Zeit lang über die Wahl eines vorzuschlagenden Prinzen mit sich selbst und ihrer Umgebung zu Rathe gegangen war, wählte sie den Erbprinzen von Bayreuth.

Der Marschall übernahm es, dem Könige einen Wink über diese Veränderung des Entschlusses zukommen zu lassen.

„Wenn alle Stricke reißen," setzte er hinzu, „so taugt diese Heirath immer beträchtlich mehr, als alle anderen der vorzuschlagenden Partien. Man lobt diesen

Prinzen sehr; auch wird er einst regierender Herr eines schönen Ländchens werden und sein Alter paßt sich zu dem der Prinzessin.

„Nun, so bin ich zufrieden," sprach der König, „und wenn endlich der letzte Versuch in England nicht hilft, so mag sie ihn in Gottes Namen heirathen! wenigstens haben dann meine Feinde nicht die Freude, über mich triumphiren zu können."

3.

Zwei Tage später kam der König nach Berlin. Wie ein Wüthender trat er in das Zimmer der Königin. Weder Prinzessin Wilhelmine, noch eine ihrer Schwestern war zugegen. Die Königin spielte in ihrem Bette noch immer die Kranke. Aeußerlich ruhig hörte sie seine furchtbare Strafpredigt an, ohne ihn nur mit einem Wort zu unterbrechen. Als er aber fertig war, suchte sie ihn durch die rührendsten Worte zu beruhigen.

Alles war vergebens.

„Wählen Sie," sprach er endlich, „und zum letzten Male, entweder den Markgrafen von Schwedt oder den Herzog Johann Adolph von Weißenfels. Wollen Sie mir eine Freude machen, so fällt Ihre Wahl auf den Letztern."

„Dafür behüte mich Gott!" rief die Königin.

„Gut denn," sagte der König, „so gehe ich die=

sen Augenblick zu der Markgräfin Philipp *), gebe ihr mein Wort und trage ihr die Zurüstung zu der Hochzeit auf."

Mit diesen Worten ging er fort, ohne der Königin Zeit zu lassen zu antworten.

Ohne Aufschub ging er zu der Markgräfin und sagte:

„Ihre Hoheit erstaunen vielleicht über meinen Besuch; aber ich bringe Ihnen eine Nachricht, die Sie erfreuen wird," und ohne ihre Antwort abzuwarten, fuhr er fort: „Ich komme, um Ihnen meinen Entschluß zu melden, dem zu Folge ich meine älteste Tochter mit Ihrem Sohn verheirathen will. Ich zweifle keinen Augenblick an Ihrer Zufriedenheit über diese Verbindung und an Ihrer Einwilligung dazu. Schreiben Sie ihm; er ist heute nach Schwedt zurückgereist, benachrichtigen Sie ihn von meinen Absichten, und daß er nichts fürchten soll; ich will ihm schon zeigen, daß ich in meinem Hause Herr bin."

Die würdige alte Dame, beim Anfange seiner Rede von Freude durchdrungen, war zu feinfühlend, um nicht beim Ende derselben ihre Meinung zu ändern.

„Ich anerkenne, wie meine Schuldigkeit ist," antwortete sie respectvoll, aber mit Festigkeit, „die Ehre,

---

*) Mutter des Markgrafen von Schwedt.

welche Ihre Majestät meinem Sohn durch Ihre Wahl erzeigt; ich erkenne den Werth des Glücks, das Sie ihm bestimmt, und die Vortheile, die für ihn und mich daraus erwachsen. Dieser Sohn ist mir theurer, wie mein Leben. Gern gäbe ich dieses für sein Glück; allein in Verzweiflung würde ich sein, wenn er es auf Kosten der Prinzessin erlangte. Einer solchen erzwungenen Heirath muß ich nicht allein von meiner Seite meine Einwilligung versagen, und ich würde mich, wenn mein Sohn nichtswürdig genug wäre, die Prinzessin auch gegen ihren Willen zu heirathen, für seine ärgste Feindin erklären.''

,,Ist es Ihnen denn lieber,'' entgegnete der König, aber so betroffen als aufgebracht, ,,daß sie den Herzog von Weißenfels heirathet?''

,,Sie mag heirathen wen sie will,'' antwortete die Markgräfin, ,,das ist mir einerlei, wenn nur mein Sohn und ich an ihrem Unglück nicht schuld sind.''

Als der König nichts über diese redliche und feste Matrone gewinnen konnte, begab er sich hinweg.

Noch an demselben Abend schickte die Markgräfin durch einen vertrauten Diener der Prinzessin ein Billet, worin sie ihr die so eben mitgetheilte Unterredung mit dem Könige meldete und sie bat, dieses der Königin mitzutheilen.

So viel Großmuth verdiente die innigste Dankbar-

keit. Die Antwort der Prinzessin drückte ihr diese in den wärmsten und innigsten Worten aus.

4.

Noch hatte Prinzessin Wilhelmine ihren Vater nicht wieder gesehen, seitdem er gegen sie so erbittert war, da ereignete sich im Königlichen Schlosse, in den Appartements der Königin, eine tragi-komische Scene, die in ihrem Verlauf zu lächerlich war, um Entsetzen zu erregen und zu ernsthaft, um heiter zu stimmen.

Die Königin hatte ihre Tochter der Gegenwart des Königs nicht aussetzen wollen, aus Furcht, daß sich derselbe zu Thätlichkeiten gegen dieselbe hinreißen lassen könnte. Da aber das Zimmer der Königin nur eine Thür hatte und die Königin niemals sicher war, plötzlich vom Könige überrascht zu werden, so hatte sie ihr ganzes Zimmer mit spanischen Wänden umstellen lassen, die eine Art von Labyrinth bildeten. Dieses diente der Prinzessin zum Versteck und selbst zur Flucht, wenn der König einmal unerwartet eintrat, während sie sich bei der Königin befand.

Dieses Alles hatte die boshafte Kammerfrau der Königin, die Ramon, beobachtet und dem Könige durch dessen Vertraute, Holzendorf und Eversmann, hinterbracht. Um nun dem Könige Gelegenheit zu verschaffen, die Prinzessin in ihrem Versteck zu überraschen und da-

durch eine Scene der Mißhandlung herbeizuführen, hatte sie mit teuflischer Bosheit heimlich diese spanischen Wände anders gestellt, so daß sie keinen Durchgang mehr gewährten. Die Prinzessin hatte diese Veränderung nicht bemerkt.

Als darauf der König eintrat, wollte sie, wie gewöhnlich, fortschlüpfen und sich verstecken; aber sie verirrte sich zwischen den spanischen Wänden, so daß der König durch das Geräusch, was sie machen mußte, um sich einen Durchgang zu verschaffen, aufmerksam werdend, ihr folgte und da sich kein Ausgang fand, so wurde sie vom Könige gesehen und mußte hervorkommen.

Sogleich übergoß er sie mit einem Strom von Schimpfreden, die er mit der Faust und Stockschlägen zu begleiten, auf dem besten Wege war.

Es blieb ihr daher nichts übrig, als sich hinter ihre Hofmeisterin zu flüchten; der König drang auf sie ein. Sie zog sich zurück und die Prinzessin wurde selbst dadurch immer weiter zurückgedrängt. Indem nun der König ihnen immer näher auf den Leib rückte, drückte er sie am Ende bis vor das Kamin und es blieb ihnen nichts übrig, als entweder ins Feuer zu springen oder sich dem väterlichen Zorn des Königs zu überliefern.

Nun erschien der armen Wilhelmine das volle Gesicht des Königs, das im Zorn roth und blau geworden war, die Schultern des Fräulein von Sonnenfels über-

ragend. Er schalt mit ihr aus allen Kräften. Und jedes Mal, wenn er sich hinüberneigte, tauchte Wilhelmine unter und schlüpfte auf die entgegengesetzte Seite. Da nun der König wohl sah, daß er sie nicht erwischen konnte, so mochte ihm denn doch am Ende die Scene komisch genug vorkommen. Denn trotz seines Zorns, fing er plötzlich an zu lachen und verließ endlich das Zimmer.

Am folgenden Tage wiederholte der König alle seine Bitten und seine Drohungen. Endlich sagte ihm die Königin, nach vergeblichen Bemühungen, ihn auf andere Gedanken zu bringen:

„So lassen Sie uns doch beide vernünftig sein! ich willige ein in den Bruch mit England, sprechen wir aber nie mehr von den beiden uns verhaßten Partien mit Weißenfels und Schwedt. Ich mache mich dagegen verbindlich, meine Tochter einem Jeden zu geben, der ihr nur eine anständige Versorgung anbieten kann.“

„Nun gut,“ antwortete der König, „können Sie mir eine solche nennen, so sind wir einig.“

„Da ist zum Beispiel,“ nahm die Königin wieder das Wort, „der Erbprinz von Bayreuth; er gehört Ihrem Hause an; er hat ein hübsches Land, und paßt im Alter zu unserer Tochter. Auch soll er ein artiger Prinz sein. — — —“

„Wohl!“ rief der König, „ich bin damit zufrie-

den; aber ich gebe ihr weder Mitgift noch Aussteuer, noch Hochzeitsfest, sobald sie sich nach ihrem eigenen Sinn verheirathet; gehorcht sie aber mir, so werde ich sie in jeder Hinsicht begünstigen."

„Was soll ich aber denn noch mehr für Sie thun?" sprach die Königin, „ich gebe in allen Dingen nach und Sie sind dennoch unzufrieden? Wollen Sie mich denn zu Tode quälen? Meinetwegen mag meine Tochter den dicken Johann Adolph heirathen; aber hat sie noch die geringste Liebe für mich, so thut sie es unter keiner Bedingung."

„Sie sollen Ihren Willen haben," sprach der König, der einsah, daß er gegen den Eigensinn der Weiber, wie er es nannte, mit aller Macht seiner absoluten Krone nichts ausrichten könne. „Morgen schreibe ich dem Markgrafen von Bayreuth und Sie sollen meinen Brief sehen."

Kaum war der König fort, so ließ die Königin ihre Tochter rufen. Sie war entzückt über den Erfolg ihrer Unterredung mit dem Könige. Zum ersten Male war über diese Angelegenheit zwischen den beiden eisenfesten Köpfen eine Einigung zu Stande gekommen. In ihrer Freude übersah die Königin das Mißliche der vom Könige hinzugefügten Bedingung. Indem sie ihre Tochter auf das Zärtlichste umarmte, rief sie ihr zu: „Alles geht nach Wunsch! Der König und ich haben einstimmig

den Erbprinzen von Bayreuth zu Deinem Gemahl gewählt. Morgen wird der König dem Markgrafen darüber schreiben. Nur ein Umstand beunruhigt mich, den ich aber noch zu ändern hoffe: Der König will Dir, weil ich es bin, die Dich verheirathet, weder eine Mitgift geben, noch die Hochzeit ausrichten. Aber ich hoffe: darüber wirst Du Dich hinwegsetzen."

Diese Entscheidung brachte die arme Prinzessin außer Fassung.

„Ich werde Ihnen," antwortete sie mit tiefer Wehmuth, „in allen Dingen gehorchen. Aber ich beschwöre Sie zu bedenken, welcher Behandlung mich diese Bedingungen des Königs aussetzen."

„Was wird die Welt dazu sagen," fuhr sie fort, „wenn ich mich ohne die aufrichtige Zustimmung des Königs verheirathe? und was könnte mir tiefer Kränkendes begegnen, als daß man mich, wie ein schlechtes Mädchen aus dem väterlichen Hause ausstößt? Welchen Begriff kann man selbst dem Prinzen geben, dem man mich bestimmt hat? Ich habe die beiden Vorschläge, welche der König mir machte, beharrlich abgewiesen; Ihre Majestät kann nicht dagegen sein, wenn ich auch den Vorschlag zurückweise, der mir jetzt unter so erniedrigenden Bedingungen gemacht wird. Sobald Sie und der König, bei irgend einer Wahl, ganz einig sind, will ich

mich blindlings unterwerfen, aber so, wie die Sachen jetzt stehen, kann ich es nicht.“

„Nun so heirathe Du meinetwegen den türkischen Kaiser, oder den Groß-Mogul! und folge Deinem Kopf!“ rief die Königin aufgebracht.

„Hätte ich Dich besser gekannt,“ fuhr sie fort, „so würde ich mir nicht so viel Kummer um Deinetwegen zugezogen haben. Verheirathe Dich nur meinetwegen nach des Königs Kopfe, ich werde mich nicht mehr in Deine Angelegenheiten mischen; Du kannst völlig handeln, wie Du willst.“

Wilhelmine wollte antworten; aber die Königin gebot ihr Stillschweigen und schickte sie fort.

Darauf ließ sie die Hofmeisterin der Prinzessin, Fräulein von Sonnenfels kommen.

„Bereden Sie meine Tochter,“ sagte sie zu ihr, „mir nachzugeben; ich bestehe darauf, daß sie den Kronprinzen von Bayreuth heirathet. Ich will keine abschlägliche Antwort. Diese Partie macht mir soviel Freude, als eine Versorgung in England.“

In demselben Ton sprach sie auch mit dem Kronprinzen und dieser, den die Verzögerung von Seiten des englischen Cabinets auch anfing zu ermüden, redete seiner Schwester sehr ernsthaft zu nachzugeben.

„Ich bin bereit,“ antwortete Wilhelmine, „mich bei jeder Gelegenheit für Dich aufzuopfern; aber hier in

dieser Sache steht meine Ehre auf dem Spiel. Wenn der König seine Erklärung zurücknimmt, mir meine Mitgift verabfolgen läßt, und mich mit gebührender Ehre aus seinem Hause verabschiedet, so will ich keinen Augenblick anstehen, den Prinzen von Bayreuth zu heirathen; besteht er aber auf seinem Willen, so wird mich nichts in der Welt dazu bewegen."

Es ist unbegreiflich, daß das Vernünftige und Ehrenhafte dieser Weigerungsgründe auf den sonst so klugen und verständigen Kronprinzen, der seine Schwester liebte und selbst soviel von der Strenge und dem Eigenwillen seines Königlichen Vaters zu leiden hatte, keinen Eindruck machte; oder er war zu sehr von Bitterkeit durchdrungen, um hier gerecht zu sein.

So wurde er denn durch die Erklärung der Prinzessin so aufgebracht, daß er ihr einige sehr verletzende Worte sagte. Die Prinzessin gerieth darüber außer sich. Die Hofdame, Fräulein von Bülow, die bei dem ganzen Auftritt zugegen war, sagte zu ihr, als der Kronprinz fortgegangen war:

„Ich beschwöre Ihre Königliche Hoheit sich zu beruhigen; noch ist nicht Alles verloren. Ich weiß ein sicheres Mittel die Königin zu bereden; lassen Sie nur erst ihre erste Aufwallung verrauchen. Sobald ich sie dann gesprochen haben werde, verspreche ich Ihnen die Gnade Ihrer Frau Mutter wieder zuzuwenden."

Vergeblich drang die Prinzessin mit Bitten in sie, ihr doch das Mittel, welches sie anzuwenden gedächte, um sie aus ihrer entsetzlichen Lage zu befreien, zu nennen. Sie wollte sich darüber nicht erklären.

Am folgenden Morgen brachte der König der Königin den an den Markgrafen von Bayreuth geschriebenen Brief. Er war in den höflichsten Ausdrücken abgefaßt und lud diesen Fürsten ein, ihre beiden Häuser durch eine Heirath zwischen seinem Sohne und der Prinzessin Wilhelmine noch enger zu verbinden.

„Ich werde," sagte der König, „diesen Brief, jedoch nur unter den Ihnen schon mitgetheilten Bedingungen absenden. Sie mögen Ihre Tochter aussteuern, einrichten nach Belieben und ihr die Hochzeit geben; denn von mir bekommt sie nie einen Heller."

Die Königin war damit zufrieden; noch mehr aber freute sie sich, als ihr an demselben Abend der Marschall von Bork geheimnißvoll sagen ließ: daß der König seine Meinung geändert und durch Seckendorf's und Grumbkow's Vorstellungen bewogen, den Brief nicht abgeschickt habe.

Die Hofdame von Bülow sagte ihr zugleich, daß Herr von Kniephausen und der englische Gesandte beschlossen hätten, den Caplan dieser Gesandtschaft, der Wilhelminens Lehrmeister in der englischen Sprache gewesen war, daher sich am besten eignete ein günstiges Zeugniß

über ihre reiche Begabung an Geist und Herz abzulegen, nach England zu senden, um einen letzten Versuch zu machen eine Beschleunigung der Entschließung des englischen Staatssecretariats, das völlig in Schlafsucht versunken zu sein schien, zu bewirken. Da er Zeuge gewesen war von allen den Unannehmlichkeiten, welche für die Königliche Familie aus dieser Zögerung des britischen Cabinets entstanden waren, sowie von den strengen Maßregeln, womit der König gedroht hatte, so konnte man nur den besten Erfolg von seiner persönlichen Einwirkung in diese für beide Königliche Familien so hochwichtigen Angelegenheiten erwarten.

Die Königin gab diesem Entschlusse ihren ganzen Beifall. Sie gab dem Caplan Briefe an die Königin von England mit, in welchen sie ihr Vorwürfe machte über Mangel an Freundschaft und ihr die traurige Lage, worin sie dadurch versetzt sei, schilderte.

5.

Die Prinzessin und der Kronprinz befanden sich noch fortwährend in der Ungnade des Königs; nur mit dem Unterschiede, daß Prinzessin Wilhelmine gar nicht vor ihm erscheinen durfte, wogegen Prinz Friedrich dem auf ihn zürnenden Vater stets unter den Augen bleiben mußte. Die Situation seiner Schwester war gegen die seinige

noch eine glückliche zu nennen. Sie war wenigstens, wenn sie so vorsichtig war zu vermeiden, daß der König sie zu sehen bekam, sicher vor Mißhandlungen und Stockschlägen, denen der Kronprinz unter den Augen des Königs stets ausgesetzt war.

Die beiden Geschwister hatten sich wieder versöhnt und fanden in der gegenseitigen Theilnahme die einzige Milderung ihres harten Geschicks. Die liebevollen Tröstungen der Prinzessin waren es allein, welche ihren Bruder, wenn er über die unwürdige Behandlung, der er täglich ausgesetzt war, in die trostlose Verzweiflung versank, einigermaßen beruhigen konnte.

Die Königin behandelte der König jetzt besser. Er schien besänftigt zu sein und sprach nicht mehr von den verhaßten Heirathen. Aber das war nur eine Pause im Rollen des Donners. Die Besorgniß lag nahe, daß der Ausbruch um so fürchterlicher sein würde, wenn auch diese Maßregel fehlschlug.

Am 18. Februar begab sich der König noch einmal nach Dresden. Dort hatte er mit dem König August II. mehrere Zusammenkünfte, deren Gegenstand sehr geheim gehalten wurde. Es leidet indeß keinen Zweifel, daß der Gegenstand dieser Conferenzen neue Versuche betraf, die Heirath der Prinzessin Wilhelmine von Preußen mit dem Kronprinzen von Sachsen und Polen, trotz

der Weigerungen des letztern, dennoch zu Stande zu bringen.

Während der Abwesenheit des Königs wurde die Königin, die so lange die Kranke gespielt hatte, nun wirklich krank, und zwar so ernstlich, daß ihre Schmerzen alle Standhaftigkeit überwanden und sie oft laut schreien mußte. Prinzessin Wilhelmine litt unendlich dabei, da sie keinen Augenblick das Bett der Königin verließ.

Sobald der König wieder in Potsdam eingetroffen war, benachrichtigte ihn ihr Leibmedicus und ihre Oberhofmeisterin von der wirklichen Lebensgefahr, in der sie schwebte.

Der König erschrak und würde sogleich zu seinem „Fiekchen" geeilt sein, hätte er nicht Briefe von Eversmann und der Ramon bekommen, wonach die ganze Krankheit der Königin, was früher allerdings wahr gewesen war, nichts weiter als Verstellung nur sein sollte, und daß die Königin sich ganz wohlauf befinde.

Der König ärgerte sich über diese neue Intrigue und weigerte sich nun sie zu sehen.

Doch als ihre Krankheit zunahm und der Arzt sie in augenscheinlicher Lebensgefahr sah, schickte man dem Könige des Nachts eine Staffette, um ihn davon zu benachrichtigen. Nun erst reisete er sogleich ab und kam Nachmittags in Berlin an.

Er trat an das Bett der Königin und fand sie

allerdings im traurigsten Zustande. Sein Oberwundarzt, den man von der Intrigue nicht gehörig unterrichtet hatte, stimmte der Meinung der Aerzte bei und brachte dadurch den König vollends in Verzweiflung.

Die Königin nahm diesen Augenblick der sichtbaren Theilnahme des Königs wahr, um mit ihm über sein bisheriges Benehmen, das ihr soviel Kummer und dadurch in Folge der Gemüthsbewegungen die Krankheit veranlaßt habe, zu sprechen. Sie beschwor ihn darauf der Prinzessin zu verzeihen und ihr seine väterliche Liebe wieder zu schenken.

Der König schien gerührt zu sein; er ließ die Prinzessin sogleich rufen.

Es kam jetzt zu einer rührenden Scene. Wilhelmine kniete nieder vor seinen Füßen, küßte und benetzte seine Hände mit Thränen und sagte ihm die beweglichsten Dinge. Um die Königin zufrieden zu stellen, umarmte der König endlich seine Tochter; aber in seinem Herzen war die Bitterkeit wegen ihres Widerstrebens gegen seine Heirathsprojecte noch keineswegs ausgetilgt. Sobald die Königin den Kopf abgewendet hatte, stieß der harte Vater seine weinende Tochter von sich und das geschah mit einem so zornigen Ausdruck, daß ihr Herz erbebte.

Da Wilhelmine ihrer Mutter aus Schonung diesen

Vorfall nicht erzählen wollte, so blieb diese in ihrer glücklichen Täuschung, und in der That trug die Freude über die Versöhnung des Königs nicht wenig dazu bei, daß eine Besserung ihres Befindens eintrat, so daß nach drei Tagen alle Gefahr vorüber war.

Fünftes Capitel.

Der erste Vorsatz des Kronprinzen zu entfliehen. — Mißhandlungen des Königs. — Schuldenmachen des Kronprinzen. — Wird knapp gehalten. — Strenges Edict gegen Schuldenmachen des Prinzen und Markgrafen. — Eingriff in die Familienrechte. — Der Kronprinz soll der Thronfolge entsagen; dessen Antwort darauf. — Das spätere günstige Urtheil des Kronprinzen über seinen Vater. — Briefe desselben an die Prinzessin. — Neues Stadium der englischen Heirathsprojecte. — Gesandtschaft von England; Hotham. — Grumbkow soll aufgeopfert werden. — Neue Forderungen Englands. — Briefe des Prinzen von Wales. — Beginnende Ungnade des Königs gegen Seckendorf und Grumbkow. — Reise des Königs nach dem Lustlager zu Mühlberg. — Abschied des Kronprinzen von seiner Schwester. — Zusammenkunft der Könige. — Schilderung des Lustlagers. — Intrigue gegen England. — Neue Mißhandlungen des Kronprinzen im Lustlager. — Fluchtpläne mit Katte — Verschiebung dieses Plans. — Der König und die Königin. — Der dänische Gesandte. — Edelmuth der Prinzessin gegen Grumbkow. — Idyllische Episode in Friedrich's Leben mit tragischem Ausgang.

1.

Kaum war die Königliche Familie dieser einen Krisis entgangen, als eine neue und viel schwerere eintrat.

Der Kronprinz war durch die Mißhandlungen seines Königlichen Vaters so aufgebracht, daß er auf durchgrei-

sende Maßregeln sann. Vor der Königin ließ er sich nichts merken; aber seine Lieblingsschwester besuchte er alle Tage ins Geheim.

„Man predigt mir," sagte er, „alle Tage Geduld; allein Niemand weiß, was ich zu ertragen habe. Täglich bekomme ich Schläge und werde behandelt wie ein Sclave. Dabei habe ich nicht die mindeste Erholung. Man verbietet mir alle meine Lieblingsbeschäftigungen, die mir zur Bildung meines Geistes und Erweckung der edlern Gefühle des Herzens so unentbehrlich sind, Lectüre und Musik und jede andere Wissenschaft, als die des Exercirreglements. Ich darf fast mit Niemand mehr sprechen. In beständiger Lebensgefahr, von lauter Aufpassern umgeben, fehlt es mir selbst an der nöthigsten Kleidung und noch mehr an jedem andern Bedürfnisse. Was mich endlich in dieser unglücklichen Lage völlig überwältigt hat, das war der letzte Auftritt, den ich in Potsdam mit dem Könige hatte."

„Er läßt mich des Morgens rufen. So wie ich eintrete, ergreift er mich bei den Haaren, wirft mich zu Boden, und nachdem er seine starken Fäuste auf meiner Brust und an meinem ganzen Leibe erprobt hatte, schleppt er mich ans Fenster und legt mir den Vorhangsstrang um den Hals." *)

*) Diese ganze Erzählung ist getreulich den Memoiren der Markgräfin von Bayreuth, der eigenen Tochter des Königs entnommen. Der Geschichte darf nichts unterschlagen werden.
D. V.

„Zum Glück,“ fuhr der Kronprinz fort, „hatte ich Zeit gehabt mich aufzuraffen und seine beiden Hände zu ergreifen. Da er aber den Vorhangstrang mit allen Kräften zuzog und ich mich dem Erdrosseltwerden nahe fühlte, rief ich endlich um Hülfe. Ein Kammerdiener eilte herbei und befreite mich mit Gewalt aus den Händen des Königs.“

„Sage nun selbst,“ schloß der Prinz außer sich vor Schmerz und Entrüstung, „ob mir ein anderes Mittel übrig bleibt, als die Flucht. Katte und Keith sind bereit mir bis an das Ende der Welt zu folgen; ich habe Pässe und Wechsel und Alles so gut eingerichtet, daß ich nicht die geringste Gefahr laufe. Ich entfliehe nach England. Dort empfängt man mich mit offenen Armen, und ich habe dann vom Zorn des Königs nichts mehr zu fürchten. Der Königin vertraue ich von alle dem nichts, einmal weil sie nicht schweigen kann, besonders gegen die Ramon, und dann, weil sie, wenn der Fall eintritt, im Stande sein würde, einen Schwur abzulegen, daß sie nichts von der Sache gewußt habe. Sobald der König wieder eine Reise in die Provinz macht, werde ich meinen Vorsatz mit mehr Sicherheit ausführen können. Das Loos ist geworfen. Alles ist bereit.“

Während dieser ganzen Mittheilung flossen Wilhelminens Thränen unaufhörlich. Ihr feiner Geist erkannte die Größe der Gefahren und die schrecklichen Folgen des

Unternehmens für die ganze Königliche Familie, bei unbezähmbarem Jähzorn des Königs. Auf der andern Seite litt ihr liebevolles Herz unaussprechlich bei den Leiden ihres liebevollen Bruders. Sie versuchte vergebens ihm alle die entsetzlichen Folgen seines Unternehmens, selbst im Fall des Gelingens und die großen Gefahren des Mißlingens desselben vor Augen zu stellen.

Eben so eindringlich sprach Fräulein von Sonnenfels, die zugegen war, um ihm abzurathen. Indeß wenn er auch scheinbar nachgab, so erkannten doch beide nur zu gut, daß es ihnen nicht gelungen war den Prinzen von seinem unglücklichen Vorsatz abzubringen.

Die Gefahr trat immer näher. Rettung zeigte sich nirgend, weder in der Flucht, noch in der völligen Resignation unter die grausame Behandlung des strengen Vaters.

2.

Was den König so über alle Maßen aufgebracht hatte, war wahrscheinlich das entdeckte Schuldenmachen des Kronprinzen.

Der Prinz wurde ungemein kärglich gehalten. Als Friedrich sich einst bei Tafel statt der zweizackigen Eisengabel einer dreizackigen silbernen, die er sich heimlich angeschafft hatte, bediente, wurde er von seinem Vater geschlagen. Nachdem er für majorenn erklärt war, erhielt

er bis zum Jahre 1729 nur 600 Thaler jährlich, und darüber mußte er bei Heller und Pfennig Rechnung ablegen, welche der König mit strengen Randglossen menirte.

Bei dem Sinn des Kronprinzen für vornehmes, elegantes Leben und seiner Neigung für Wissenschaft und Musik konnte er natürlich mit 600 Thalern jährlich nicht auskommen. Als künftiger Thronerbe fand er überall Credit und offene Kassen, und so wurde es seinen Freunden Katte und Keith nicht schwer, bedeutende Anleihen für ihn zu negociiren. So machte er denn Schulden. Der König, der das erfuhr, wurde wüthend über das „leichtsinnige Schuldenmachen" des ungerathenen Sohnes.

Darauf erließ er im Juni 1730 ein fulminantes Edict: „Wider Leihen an Minderjährige." Es hieß darin: „Wir wollen dieses unser Allerhöchstes Verbot so universellement heilig gehalten wissen, daß auch selbst weder an Unsere Kron- und andere Königliche Prinzen, noch an einige Markgräfliche Prinzen, oder an Jemand für dieselben etwas solle geliehen oder geborgt werden, so daß, wer diesem Unserm Allerhöchsten Befehl zuwider, solches dennoch an Jemand von gedachten Unseren Königlichen oder Markgräflichen Familien zu thun sich unterstehe, derselbe soll mit der Karre, oder nach Befinden, an Leib und Leben bestraft werden."

Was den König zunächst zu diesem strengen Edict

veranlaßt hatte, war der Umstand, daß er in Erfahrung gebracht, wie der Kronprinz von den Kaufleuten Splittgerber und Daum ein Darlehn von 7000 Thalern aufgenommen hatte. Aber das war lange noch nicht Alles. Ein Thronfolger findet leicht Credit. So hatte Prinz Friedrich schon im Jahre 1729 einen Wechsel von 5787 Thalern 12 Groschen, zahlbar in drei Jahren, an den Obristlieutenant de Mones, durch den Marquis d'Econ, negociirt gehabt und dazu waren noch andere Schulden zu dem Belauf von 15000 Thalern gekommen. Aber auch später war es dem Thronfolger gelungen, trotz jenes strengen Edicts, unter Katte's Mitwirkung, bedeutende Geldsummen aufzunehmen, so unter Andern gegen 7000 Thaler von einem eingewanderten Niederländer, einem Herrn von Vernezobre, der bei Law's Missisippi=Actien viel Geld erschwindelt hatte, und um seine Reichthümer in Sicherheit zu bringen, mit seiner Familie nach Preußen übersiedelt war, wo der König Friedrich Wilhelm I., der die Ansiedelung reicher Ausländer gern beförderte, dem Verfolgten bereitwillig ein Asyl gewährte. Dem reichen Speculanten lag viel daran, sich der Gnade des Thronfolgers zum Voraus zu versichern, und deshalb gab er demselben gern das gewünschte Darlehen. Als aber später der König davon erfuhr, wollte er zwar nicht den reichen Ausländer aus seinen Staaten vertreiben; aber er suchte ihn doch empfindlicher zu strafen, dadurch, daß

er einen armen Officier, dem er gern ein Sort machen wollte, den Capitän von Forcade zu ihm schickte mit dem Befehl, demselben die Hand seiner Tochter mit einer bedeutenden Mitgift zu geben. Bekanntlich wurde dieser Eingriff in das Familienleben nur dadurch abgewendet, daß Herr von Vernezobre sich erbot, in Berlin ein Palais zu bauen, welches der König bei seiner Baulust, wo möglich auf fremde Kosten, gern annahm und dagegen seinen Heirathsbefehl zurücknahm, und so entstand das heutige Palais des Prinzen Albrecht in Berlin.

Mit besonderer Gewandtheit hatte Keith zum Zweck der Flucht noch einige bedeutende Summen aufzutreiben gewußt.

3.

Immer ärger wurde die Behandlung des Kronprinzen von Seiten des Königs. Zu den Schlägen kam noch die Verhöhnung, die sein Ehrgefühl noch tiefer verletzte.

Der König sagte zu ihm wiederholt die harten Worte, die er immer und immer wieder hören mußte: „Du bist ein Prinz ohne Ehre; wäre ich in meiner Jugend so behandelt worden, wie ich Dich behandeln muß, so wäre ich längst zum Teufel gelaufen.“

Ja einmal sagte ihm der König: „Du sollst zu

Gunsten Deines Bruders Wilhelm, der folgsamer und gehorsamer wie Du und mein Lieblingssohn ist, der Krone entsagen."

„Ich werde es thun," erklärte Prinz Friedrich, „wenn mein Herr Vater erklären wird, daß ich nicht sein ehelicher und leiblicher Sohn bin."

Er wußte wohl, daß der gewissenhafte König, der eheliche Treue als eine streng religiöse Pflicht ansah, sich zu einer solchen Erklärung nicht entschließen würde.

Um wenigstens auf kurze Zeit eine Erleichterung zu gewinnen, bat der Prinz in einer guten Stunde seinen Vater, ihn auf Reisen gehen zu lassen. Das wurde ihm abgeschlagen, ohne Zweifel, weil es der König für einen unnützen Luxus hielt, wenn der Thronfolger fremde Länder sehen wolle und am Ende noch schlimmere Sitten für theures Geld sich aneigne.

Doch bei allem Druck fühlte die edle Seele dieses Prinzen groß genug, um seinem Vater in seinen spätern Jahren Gerechtigkeit widerfahren zu lassen. So sagte er einst zu dem englischen Gesandten Michel: „Ich muß es für ein großes Glück halten, nicht als Prinz, sondern als Privatperson erzogen zu sein. Auch ist die große Harmonie, die unter meinen Geschwistern herrscht, indirect eine Folge des harten Regiments meines Vaters gewesen."

Die ehrenvollste Rechtfertigung gab nach seinem Regierungsantritt Friedrich der Große seinem Vater durch Anerkennung seiner Regierungsweise und durch die Thaten, die er mit dem Gelde und dem Heer seines Vaters ausführte. In seinen Memoiren schreibt er von jener Zeit mit einer schönen Pietät, die seinen Gesinnungen Ehre macht: „Wir übergehen den häuslichen Verdruß dieses großen Fürsten mit Stillschweigen. Man darf einige Nachsicht für die Fehler der Kinder haben zu Gunsten eines solchen Vaters.“

Und in der That muß wohl dieser strenge haushälterische Soldatenkönig mit seinem furchtbaren Jähzorn und seinem Mißtrauen, ihn ungeachtet seines festen Willens doch zum Werkzeug der Intriguen des österreichischen Cabinets machen, und das geschah durch die Schlauheit des Kaiserlichen Gesandten, des Grafen von Seckendorf, sowie durch den von ihm bestochenen preußischen Minister von Grumbkow, nebst der Verrätherei der andern Umgebungen des Königs und der Königin, und so läßt es sich sogar psychologisch erklären, wie dieser König bei einem im Grunde so trefflichen Herzen mit seiner sittlichfesten Ehrenhaftigkeit und seiner haushälterischen Sparsamkeit doch für seine Familie und seine Umgebungen so schrecklich war in seinem Zorn, und als Landesherr mit einer Unbeschränktheit des Willens,

im Geist jener Zeit, herrschen konnte, wonach er sich unbedingt als den Herrn und Eigenthümer, nicht nur eines Landes, sondern auch eines jeden seiner Unterthanen betrachtete.

Aus keiner andern Quelle, als aus dem zu hohen und überspannten Begriff von dem Wesen seiner Majestätsrechte, entsprangen bei ihm Regierungshandlungen, die man heute zu Tage den ärgsten Despotismus nennen würde, die aber damals ganz an der Tagesordnung gefunden wurden. — So seine Cabinetsordres, womit er Berlin verschönerte und erweiterte: „Soll bauen, weil er Geld hat,“ oder auch, wie bei Cocceji: „Soll bauen, weil er einen reichen Schwiegervater in Halle hat,“ auch die Willkür, womit er über die Hand reicher Erbtöchter verfügte, indem er ihnen einen Officier mit Mannschaft auf Execution einlegte, um sie zu heirathen; so die Zwangsmaßregeln, wodurch er große Männer in eigenen und fremden Ländern für sein Garderegiment ausheben ließ, und als dieses Loos einst einen hochgewachsenen Studenten aus Halle getroffen hatte und der ganze Senat der Universität für seine Freilassung sich verwendete, da schrieb er an den Rand des Gesuchs: „Sollen nicht raisonniren; ist mein Unterthan.“

Doch es wird Zeit sein zu dem Lauf der Geschichte zurückzukehren.

4.

Bald nach der oben erzählten Scene, als der Kronprinz zum ersten Male gegen seine Schwester den festen Vorsatz zur Flucht ausgesprochen hatte, begab sich der König nach Potsdam, wo ihn damals der Bau der Neustadt und die Ausfüllung des faulen Sees, mitten in der Stadt, sehr beschäftigte.

Prinzessin Wilhelmine benutzte die Zeit der Ruhe, welche mit der Entfernung des Königs in der Königlichen Familie eingetreten war, um in Berlin das heilige Abendmahl zu genießen. Als sie Sonntags aus der Domkirche kam, erblickte sie beim Aussteigen aus dem Wagen, im Schloßportal, den Vertrauten ihres Bruders, den Lieutenant von Katte, der sie erwartete. Er war so eben von Potsdam gekommen, wohin der Kronprinz den König hatte begleiten müssen, und hatte die Unvorsichtigkeit, ihr einen Brief von demselben zu übergeben, obwohl die Ramon, diese intriguante Kammerfrau der Königin, am Fenster ihrer gegenüber belegenen Wohnung stand und Alles beobachten konnte.

„Ich komme," sagte er dabei, „von Potsdam, wo ich drei Tage im Geheim zugebracht habe, um den Kronprinzen zu sprechen. Er hat mich mit der Ueberbringung dieses Briefes an Ihre Königliche Hoheit be-

auftragt, mit der Bemerkung, daß dieses Schreiben viel Neues enthalte.“

Da die Prinzessin die Ramon am Fenster gesehen hatte, so gerieth sie in nicht geringe Verlegenheit wegen dieser Indiscretion. Doch nach kurzem Ueberlegen nahm sie den Brief an und zog sich damit in ihre Gemächer zurück.

Kaum war sie dort angelangt, so erbrach sie den Brief und las:

„Liebste Schwester!

Ich bin in Verzweiflung! Der König hat seine Mißhandlungen gegen mich verdoppelt. Ich kann dieses traurige Leben nicht mehr ertragen. Um dieses Uebel noch zu vollenden, verdirbt die Königin Alles durch ihre Verblendung gegen die Ramon; der König weiß täglich Alles, was in ihren Zimmern vorgeht; denn die Ramon läßt ihn, mit Hülfe der Kammerdiener, von Allem unterrichten. Der Racker sollte an den höchsten Galgen gehangen werden. Der König kehrt Dienstag nach Berlin zurück. Das ist noch ein Geheimniß; also sage es der Königin nicht; sie theilt es sonst sogleich dem boshaften Thiere mit. Adieu, liebe Schwester. Ganz der Deinige. Friedrich.“

Der Empfang dieses Briefes versetzte die Prinzessin in die äußerste Verlegenheit. Der Königin durfte sie den

Brief nicht zeigen und doch mußte sie fürchten, daß die Ramon ihr hinterbrachte, daß sie einen empfangen habe.

Nach einigem Nachdenken warf sie ihn in das brennende Kaminfeuer und beschloß, nichts davon zu sagen. Zum Glück erwähnte die boshafte Creatur dieses Briefes gar nicht. Dieses Schweigen nannte Wilhelmine die einzige gute That ihres Lebens.

In dieser Zeit war es, im November 1729, als der Kronprinz, in der furchtbarsten Stimmung über erlittene Mißhandlungen, den Königlichen Pagen Keith in das engere Vertrauen seiner Pläne zog. Er sagte ihm, daß er diese Behandlung nicht länger ertragen könne und Willens sei, außer Landes zu gehen, und zwar nach Frankreich, „weil" fügte er hinzu, „mein Herr Vater immer ungnädiger auf mich geworden ist."

Keith war discret genug, das tiefste Stillschweigen über diese Aeußerung des Kronprinzen zu beobachten, und so wurde das Vorhaben desselben erst später bekannt.

Noch einmal trat die englische Vermählungsangelegenheit in ein günstiges Stadium. Doch Alles verdarben wieder die österreichische Intrigue, der Eigensinn, das Mißtrauen und der Jähzorn des Königs.

5.

Der englische Caplan kehrte von London zurück. Er hatte die unglückliche Lage der Prinzessin, des Kron=

prinzen und der Königin so rührend darzustellen gewußt, und dabei eine so vortheilhafte Schilderung vom Kronprinzen gemacht, daß er das englische Cabinet, das Parlament und die Nation für diese Doppelheirath gewonnen hatte.

In Folge dessen hatte der Prinz von Wales, der mit dem Caplan eine lange Unterredung gehabt hatte, dem König, seinem Vater, erklärt, daß er nie mit einer Andern, als mit der Prinzessin Wilhelmine von Preußen sich vermählen würde, und hatte ihn dringend gebeten, diese längst beschlossene Verbindung doch nun endlich vollziehen zu lassen.

Der König von Großbritannien ging auf diese Wünsche seines Thronfolgers ein. Er ernannte den Ritter Hotham zu seinem außerordentlichen Gesandten nach Berlin. Dieser kam im Mai des Jahres 1730 dort an.

Die Königin war noch immer kränklich. Sie konnte, wegen ihrer Schwäche, den Abgesandten nicht vor sich lassen; die Sendung Hotham's machte ihr aber die größte Freude und Hoffnung.

Gleich nach seiner Ankunft in Berlin suchte Hotham um eine Audienz bei dem Könige nach, die ihm auch sogleich gewährt wurde, indem er eine Einladung nach Charlottenburg erhielt, wo der König damals residirte. Die Königin schickte einige Vertraute dorthin, um sogleich zu erfahren, was vorgehe.

Der Ritter von Hotham hielt in aller Form, Namens des Königs von Großbritannien, um die Hand Ihrer Königlichen Hoheit, der Prinzessin Friederike Wilhelmine von Preußen, an.

Er sagte zu ihrem Vater unter Andern, der König, sein Herr, und die ganze Nation wären vollkommen überzeugt, daß Se. Majestät der König von Preußen diesen Beweis von Vertrauen auch thatsächlich anerkennen würde, durch Einwilligung in die Vermählung des Kronprinzen mit der Prinzessin Anna von England. Uebrigens würde man zufrieden sein, daß die Vermählung der Prinzessin der des Kronprinzen vorausgehe, und man es ganz der Bestimmung des Königs überlassen würde, zu erklären, wann diese letztere Verbindung vollzogen werden solle.

Der König war vor Freude entzückt darüber, daß endlich seine Politik, die er mit so vieler Ungeduld betrieben, den Sieg davongetragen habe. Er umarmte den Gesandten mehrere Male und überschüttete ihn mit Freundschaftsbeweisen für seinen Herrn.

Darauf ging man zur Tafel, wobei auch Herr von Seckendorf, der österreichische Gesandte, und Grumbkow zugezogen waren.

Der König war in seiner rosenfarbenen Laune. Als die Tafel aufgehoben wurde, ließ er sich einen großen silbernen Pokal mit altem Rheinwein füllen und brachte dem Ritter von Hotham einen Toast: „Auf die Gesund-

heit seines lieben Schwiegersohnes, des Prinzen von Wales.“

Kaum hatte er das Wort ausgesprochen, als alle Gäste aufstanden und dem Könige ihre Glückwünsche darbrachten, die er mit Freudenthränen in den Augen empfing.

Nach der Tafel nahm der König vom Gesandten Abschied. Dieser bat ihn von der Sache noch nicht soviel Aufsehen zu machen, sondern ihm vorher noch eine Audienz zu gestatten.

Grumbkow und Seckendorf waren indeß wie vom Donner gerührt. Sie hatten Mühe ihre Bestürzung zu verbergen. Die engere Allianz Preußens mit England war in ihren Augen ein Ereigniß, das den österreichischen Plänen, Preußen ganz unter seine Politik zu bringen, geradezu entgegen lief. Himmel und Erde mußte in Bewegung gebracht werden, eine solche Verbindung zu hindern.

Sobald der König von Charlottenburg abgereist war, kamen die vertrauten Diener der Königin von dorther mit verhängten Zügeln angesprengt, um ihr diese angenehme Nachricht zu bringen.

Prinzessin Wilhelmine befand sich gerade in ihrem Zimmer mit feinen weiblichen Handarbeiten beschäftigt und ließ dabei vorlesen, als plötzlich mehr wie dreißig Damen und Hofleute eindrangen, um nach englischer Sitte

sich auf ein Knie zu ihren Füßen niederlassend, nach einander Glück zu wünschen.

Erstaunt über diese unerwartete Huldigung, fragte Wilhelmine, was sie wollten? und dachte im ersten Augenblick, daß alle diese Leute verrückt geworden wären.

Nun fingen sie an Alle auf einmal zu rufen: „Es lebe die Prinzessin von Wales!“ und auf ihre weiteren Fragen erzählten sie durcheinander, was vorgefallen war.

„Weiter ist nichts?“ fragte Prinzessin Wilhelmine, die dadurch wenig angenehm überrascht war, und setzte sich zum Erstaunen Aller ganz ruhig, als ob sich nichts ereignet habe, was sie im Geringsten interessiren könne, wieder an ihre Arbeit.

Einige Augenblicke später kamen ihre jüngeren Schwestern, dann noch verschiedene Damen aus der Stadt und viele andere Personen, um ihr die freudigste Theilnahme zu bezeugen. Nie hatte Wilhelmine so rührende Beweise von allgemeiner Liebe und Anhänglichkeit empfangen, und das war das einzige freudige Gefühl, das ihr bei dieser allgemeinen Beglückwünschung zu Theil wurde.

Doch war sie klug genug, alle diese Glückwünsche abzulehnen. „Ich kann sie noch nicht annehmen,“ sprach sie wiederholt, da die Mittheilungen einiger Bedienten mich noch nicht dazu berechtigen.“

Abends ging sie zur Königin. Das Herz derselben

schwamm in Freude. Sie begrüßte ihre Tochter, gleich bei ihrem Eintreten, als ihre liebe Prinzessin von Wales.

Fräulein von Sonnenfels nahm sich die Freiheit, ihr mehr Vorsicht zu empfehlen. „Der König,“ sagte sie, „kann sich für beleidigt halten, daß Ew. Majestät von einer Angelegenheit, von der er Ihnen noch keine Mittheilung gemacht hat, so viel Aufsehen machen. Um Gotteswillen beobachten Sie sich doch mehr, als jemals. Die geringste Kleinigkeit ist noch fähig, alle unsere Hoffnungen zu zerstören.“

Die Gräfin von Finkenstein trat ihrer Meinung bei und die Königin versprach sich zu mäßigen.

Drei Tage später kam der König nach Berlin, und es mußte allerdings bedenklich auffallen, daß er von dem ganzen, die Königin doch so sehr interessirenden und für die ganze Zukunft der Prinzessin so wichtigen Vorfall kein Wort erwähnte.

Wilhelmine erkannte darin ein sehr ungünstiges Anzeichen, daß die weitere Unterhandlung keinen günstigen Ausgang genommen habe.

Dagegen theilte der König seiner Gemahlin mit, daß er seine dritte Tochter Philippine Charlotte an den Erbprinzen Carl von Braunschweig-Bevern versprochen habe, der, wie er überraschend genug hinzusetzte, am folgenden Tage mit seinem Vater in Berlin eintreffen werde.

Diese Verbindung war von Seckendorf eingefädelt worden. Es war dieselbe aber nur die Grundlage eines weitern Plans, den Kronprinzen mit einer Bevernschen Prinzessin zu vermählen, womit er aber vorerst noch zurückhielt. Diese Verbindung erklärt sich dadurch, daß der Herzog ein Schwager der Kaiserin war, damals freilich nur ein apanagirter Prinz; sein Schwiegervater aber war der Herzog von Blankenburg, wahrscheinlich Erbe des Herzogthums Braunschweig.

Der alte Herzog von Bevern war ein schätzungswerther, von allen braven Leuten geachteter Fürst. Sein Sohn trat ganz in dessen Fußtapfen, und so war denn diese dritte Schwester Friedrich's des Großen fast die einzige unter den Schwestern, die par Ordre des Königs glücklich verheirathet wurde.

Zwei Tage nach der Ankunft des Herzogs und seines Sohnes wurde dessen Verlobung mit der Prinzessin gefeiert. Da die Königin abermals bedeutend vorgerückt in guter Hoffnung sich befand, so wurde diese Verlobung in aller Stille, ohne die übliche Hofceremonie, vollzogen. Da außer Herrn von Seckendorf keiner der fremden Gesandten dabei zugegen war, so hatte Prinzessin Wilhelmine auch nicht Gelegenheit, Herrn Hotham zu sehen, indem die Königin nicht mehr im Stande war, das Zimmer zu verlassen und zur Königlichen Tafel zu gehen und die Prinzessinnen bei ihr bleiben mußten.

Erst später erfuhr Wilhelmine den ganzen Zusammenhang der Verhandlungen mit Hotham und konnte sich daraus das zurückhaltende Benehmen des Königs erklären.

6.

Obgleich der englische außerordentliche Gesandte Hotham beim Könige nicht ferner speiste, so hatte er doch häufig mit ihm lange Conferenzen, von deren Verhandlungen wenig ins Publikum drang.

Der möglichst geheim gehaltene Gegenstand der Verhandlungen war indeß sehr wichtig. Der König von England forderte für die Schritte, die er zu Gunsten der Vermählung seines Sohnes mit der Prinzessin Wilhelmine gethan hatte, als einen Beweis von Gegengefälligkeit, daß ihm Grumbkow aufgeopfert werde. Man kannte in England alle seine Intriguen, und daß er sich an die herrschsüchtigen Interessen des Kaiserhauses verkauft habe. Man wußte, daß Grumbkow der Anstifter aller der Mißhelligkeiten war, die fast zum gänzlichen Bruch zwischen Preußen und England geführt hätten. Hotham stellte daher dem Könige im Auftrage seines Herrn vor, daß dieser Mensch allein der Unruhstifter und der Urheber aller Mißhelligkeiten zwischen beiden Höfen sei, daß er seinen Herrn auf das Schmählichste an Oesterreich verkauft habe, und daß man bereit sei, dieses

dem Könige durch aufgefangene Briefe zu beweisen. Diese Briefe habe er an Reichenbach, den preußischen Residenten in London, geschrieben; man habe sie dechiffrirt und damit den hochverrätherischen Inhalt entdeckt.

Dann entdeckte Hotham dem Könige alle Kniffe und Schliche des Wiener Hofes in England und bestand zuletzt, als Conditio sine qua non, auf der Heirath des Kronprinzen mit der englischen Prinzessin Anna.

Das war aber genug, um den König in Harnisch zu bringen. Als derselbe für jetzt noch diese Vermählung wegen der Jugend des Kronprinzen, für unthunlich erklärte, lenkte Hotham wieder ein und versicherte, daß sein Hof vorerst schon mit dem Verlöbniß des Kronprinzen und der Prinzessin Anna zufrieden sein würde; daß sein Herr die Prinzessin Wilhelmine ohne alle Mitgift mit offenen Armen aufnehmen würde, ja noch mehr, daß er der Prinzessin Anna bei ihrer Verbindung mit dem Kronprinzen eine reiche Ausstattung und eine Mitgift von hunderttausend Pfund geben würde.

Alle diese Bedingungen machten den König sehr betroffen. In Rücksicht Grumbkow's antwortete er: „Wenn man mir Briefe vorlegen kann, die diesen meinen Minister hinreichend überführen werden, so bin ich bereit, ihn aufzugeben. Was aber die Heirath meines Sohnes, des Kronprinzen betrifft, so will ich es überlegen.

In Hinsicht auf die Prinzessin nehme ich aber alle Vorschläge, die mir gemacht sind, mit Freuden an."

Hotham kannte die ökonomische Passion des Königs und glaubte mit dem Erlaß der Mitgift alle Schwierigkeiten beseitigt zu haben. Aber er kannte nicht die Hartnäckigkeit des Königs im Beharren auf einmal gefaßten Versätzen, und wie fest derselbe, bei allem Mißtrauen, das in seinem Charakter lag, denen anhing, denen er einmal sein Vertrauen geschenkt hatte. Der Ritter kannte wohl den Einfluß Grumbkow's und die Macht der österreichischen Intriguen; er wußte aber nicht, wie scharf sie schon das Netz der Cabale gegen England zusammengezogen hatten über dem Haupte des Königs, und was ihr Einfluß in dieser Angelegenheit noch vermochte und daran scheiterte der schöne Plan, der, wenn er durchgeführt würde, Alles zum Frieden geführt und die Königin, wie ihre beiden ältesten Kinder Wilhelmine und Prinz Friedrich, beglückt haben würde.

Nach einigen Tagen ließ der König dem Ritter Hotham sagen, daß er auch in Hinsicht der Heirath des Kronprinzen zufrieden sei, wenn man ihn zum Statthalter von Hannover machen würde.

Doch eine heitere Episode in der trüben Heirathsgeschichte bildete die Reise des Königs nach dem glänzenden Lustlager des prachtliebenden Königs August II., nach Mühlberg.

Der Kronprinz mußte ihn dort hin begleiten.

7.

So lange der Minister Hotham in Berlin war, empfing er mit jedem Posttage Briefe von dem Prinzen von Wales. Mehrere derselben ließ er, nicht ohne Absicht, der Prinzessin Wilhelmine zu Gesicht kommen.

Der Refrain dieser Briefe waren stets die Worte: „Ich bitte Sie, lieber Hotham, bringen Sie meine Heirath zu Stande; meine Ungeduld steigt aufs Höchste; denn ich bin ganz närrisch verliebt.“

Wilhelmine lächelte und sagte zu ihrer Hofmeisterin: „Es ist nicht zu leugnen, daß dieses sehr romantische Gesinnungen sind, denn er hat mich noch nie gesehen.“

„Ich glaube auch,“ fuhr sie lächelnd fort, „daß er mehr aus Eigensinn, wie aus Liebe in mich verliebt ist, und finde das eben nicht besonders schmeichelhaft für mich.“

Der Verdacht, den Hotham in die Seele des Königs gegen die österreichische Politik und gegen Grumbkow geworfen hatte, war doch nicht so ganz ohne Erfolg geblieben. Grumbkow war ganz sichtlich in Ungunst gefallen. Der König redete beinahe nicht mehr mit ihm, und sprach sehr ungünstig über ihn gegen Personen, von denen er voraussetzen durfte, daß sie es ihm wiedersagen würden.

Auch Seckendorf stand sehr niedrig in seiner Gunst, und dem Anschein nach war die Heirath zwischen dem Prinzen von Wales und der Prinzessin Wilhelmine so gut als gewiß.

8.

Am 23. Mai wurde die Königin von einem Prinzen entbunden, der den Namen August Ferdinand erhielt. Die ganze braunschweigische Familie, die damals anwesend war, stand dabei Gevatter.

Auf den 30. Mai war endlich die Abreise des Königs nach dem Lustlager zu Mühlberg angesetzt. Auch in Berlin waren große Vorbereitungen dazu getroffen. So gern auch sonst der König incognito reiste, und um schneller reisen zu können, sich nur von wenigen Cavalieren und Dienern begleiten ließ; so wollte er doch dem prachtliebenden Könige von Polen zeigen, daß ein preußischer König auch die Macht und das Ansehen habe, einen Königlichen Nimbus um sich zu verbreiten. Es hatten an 200 Officiere und Edelleute seines Hofes Befehl erhalten, sich mit neuen Kleidern zu versehen und sich bereit zu halten, die Königliche Suite zu bilden.

Der Kronprinz kam am Abend vor seiner Abreise heimlich zu seiner Schwester Wilhelmine, um sie noch einmal zu sehen. Die Prinzessin erschrak, als sie ihn in französischer Kleidung sah, die doch den Prinzen des

Königlichen Hauses, wie allen Officieren, auf das Strengste, bei Strafe der Cassation, verboten war. Das wäre aber noch die geringste Gefahr, bei der cholerischen Gemüthsart des Königs gewesen, denn es würde ein solches Uebertreten seines Verbots von Seiten des Kronprinzen noch viel schrecklichere Folgen gehabt haben.

Durch ihre sichtbare Betroffenheit ließ sich indeß der Kronprinz nicht abhalten, ihr zu sagen:

„Ich komme nicht ohne den tiefsten Schmerz, um Abschied von Dir zu nehmen, liebe Schwester; denn Gott allein weiß, wann wir uns im Leben wiedersehen werden.“

Diese Worte wirkten auf sie wie ein Donnerschlag. Wie versteinert blieb sie stehen.

Ihre Hofmeisterin, Fräulein von Sonnenfels, hatte mehr Geistesstärke. Sie bewies ihm auf das Eindringendste, welches Unrecht er mit dem vorhabenden Schritt auf sich laden würde, und welche entsetzliche Folgen sein Verfahren nicht allein für ihn, sondern auch für die Königin und mehr noch für seine Schwester nach sich ziehen würde; wie der König anfinge, sich mit England auszusöhnen; wie Grumbkow und Seckendorf bereits begönnen, in ihrem Ansehen zu verlieren und Alles sich zum Glück zu fügen schiene.

„Alle diese schönen Erwartungen,“ fuhr sie fort, „würden aber durch die Ausführung Ihres Vorhabens

zerstört werden und da der König unser herzliches Verhältniß viel zu gut kennt, so würde ich das erste Opfer Ihrer unüberlegten Handlung sein, mein Prinz. Schon jetzt ist es sichtbar, wie sehr das Wohlwollen und Vertrauen, womit Ew. Königliche Hoheit und die Prinzessin mich beehren, den König verdrießt. Ich bin überzeugt, daß er nicht nur mich, sondern auch meine ganze Familie und was mehr sagen wird, auch die Ihrige, mein Prinz, ins Unglück stürzen wird.''

Mit diesen Vorstellungen der Hofmeisterin vereinigte die Prinzessin die ihrigen und unterstützte sie mit Bitten und Thränen.

Soviel Gewicht hatten doch diese Gründe und soviel wirkten die Bitten und Thränen seiner Lieblingsschwester auf das Herz des Kronprinzen, daß er endlich sich erweichen ließ und auf sein Ehrenwort versprach zurückzukehren.

9.

Nichts auf der Welt glich dem Glanz und der Pracht, die August II. in seinem Lustlager bei Mühlberg entfaltet hatte.

Dichter und Schmeichler nannten es nur das Lager von Goldstoff, indem sie es mit dem prächtigen Feldlager verglichen, in welchem einst in Frankreich die feierliche Zusammenkunft Heinrichs IV. stattgefunden hatte.

Andere rühmten, daß das Lustlager von Mühlberg jenes Camp de drap d'or an Pracht und Glanz noch weit übertroffen habe.

Beinahe die ganze sächsische Armee, an 20,000 Mann Fußvolk und 10,000 Mann Cavallerie war dort versammelt. Die Pracht und der Reichthum der Uniformen und Livreen, im Heere wie in dem Hofstaat des Königs von Polen, übertraf alles bisher Gesehene. Die Goldstickereien der Uniformen und französischen Kleider der Hofherren waren so reich, daß man oft kaum von der Farbe des Tuches oder des Sammets, wovon der Rock gemacht war, etwas sehen konnte. Diamanten blitzten auf Rockknöpfen, am Degengriff, auf den Hutagraffen und Ordenssternen.

König August empfing den König mit seinem Gefolge, eine halbe Stunde vor Mühlberg; dort befand sich der polnische König in einem halboffenen Zelte, das von prächtigen Stoffen erbauet, ein auf reichem Silbergeschirr, von zahllosen reich galonnirten Lakaien servirtes Frühstück enthielt.

Der König von Polen ging seinem Gast, der aus dem Wagen stieg, zwanzig Schritte entgegen und umarmte ihn ceremonieller Weise. Dann fuhr er ihn in das seidene Gezelt, das Delicatessen aus allen Welttheilen enthielt.

Nach eingenommenem Inbiß fuhren beide Könige

in einem Wagen nach dem Lager. Dort waren für dieselben besondere Feldquartiere eingerichtet. Die Wohnung des Königs von Preußen bestand in einem Pavillon mit vier Eingängen und war mit Wall und Graben umgeben. Die größten Leute aus der Grenadiergarde und von den Janitscharen waren auserlesen, um vor dem Gezelte des Königs auf die Wache zu ziehen. Für das Gefolge des Königs waren zwanzig Zelte an beiden Seiten des Königlichen Pavillons aufgeschlagen. In der Nähe befand sich der Pavillon des Königs von Polen, der nicht minder prächtig ausgestattet war, als der seines Königlichen Gastes. Diese Königlichen Residenzen waren, um den Glanz derselben zu erhöhen, mit Janitscharen, Spahis, Kosacken und andern fremdartig aufgeputzten Truppen umgeben.

Das Lager mit seinen vielen Krämerbuden aller Art und seinen zahllosen Besuchern, glich eher einer besuchten Messe, als einem kriegerischen Lager. Noch mehr gewann es den Charakter eines großartigen Volksfestes durch die öffentlichen Schauspiele, Feuerwerke und großen Jagden, wodurch der König die Festlichkeiten des Lustlagers noch erhöhte.

Kaum war der König im Lustlager von Mühlberg angelangt, als der Kammerdiener Eversmann, der Leibchirurg Holzendorf und Andere, die im Solde von Seckendorf standen und als Vertraute des Königs schon et=

was wagen durften, die ganz geeignet waren, den ohnehin so sehr zum Mißtrauen geneigten König gegen England von Neuem aufzubringen.

Man sagte ihm unter Andern, daß am ganzen Hofe nur eine Stimme darüber herrsche, daß England aufs Neue sein frevelhaftes berechnetes Spiel mit Preußens Gutmüthigkeit und Leichtgläubigkeit treibe. Und die Intriguen bezweckten nichts Anderes, als vom Könige die treuesten und ergebensten Diener zu entfernen, um ihn dann desto leichter nach dem Willen des britischen Cabinets lenken zu können.

Dieser Hof, gab man zu verstehen, würde gern, um nur die Einwilligung für die Vermählung des Kronprinzen mit der Prinzessin Anna zu erlangen, auch die schwersten Bedingungen eingehen. Aber der eigentliche Plan, der hinter diesem Schein von Wohlwollen und Entgegenkommen stecke, sei kein anderer, als den König vom Throne zu stoßen und den Kronprinzen darauf zu erheben.

Seine Abneigung gegen diesen, und sein mißtrauischer Charakter erlaubten ihm nicht den Ungrund von alle diesem Geschwätz zu prüfen und so reisete er, zwar höchst zufrieden mit der Aufnahme, die er bei dem Könige von Polen gefunden hatte, aber mißtrauisch und erbittert gegen Hotham und den König von England, dabei halb und halb schon günstiger gestimmt gegen Grumb-

kow und Seckendorf, nach Berlin zurück. Er verlieh vor seiner Abreise dem Grafen von Brühl den schwarzen Adlerorden; verschiedenen Herren vom Hofe ertheilte er goldene Medaillen zu 150 Ducaten an Werth; für die Officiere des sächsischen Heeres ließ er 30,000 Gulden und für die Soldaten 70,000 Gulden zur Vertheilung zurück, ein Beweis, daß sein Ersparungssystem keinen Einfluß hatte, wo es galt, die Königliche Würde fremden Potentaten gegenüber zu behaupten.

10.

Leider ging es aber auch in dem Lustlager bei Mühlberg für den armen Kronprinzen nicht ohne Erneuerung der Scenen von Mißhandlungen von Seiten des Königs ab. Der Jähzorn desselben war einmal aufgeregt, kannte keine Grenzen. Eines Tages befand sich der Kronprinz in einem Kreise sächsischer Officiere, als er den König vor Aerger roth und blau in seinem vollen Gesicht mit geschwungenem Stock auf sich zukommen sah. Davon zu laufen schien ihm eben so unwürdig, als unthunlich. Er war sich keines Vergehens bewußt und erwartete das Herankommen des Königs in respectvoller Haltung.

Plötzlich aber hagelten Schläge auf ihn ein, mit den heftigsten Scheltworten, die nur errathen ließen, daß irgend ein kleines militärisches Versehen den König so

in Harnisch gegen ihn gebracht habe. Auch hier, was sein Ehrgefühl noch am tiefsten kränkte, wiederholte der König die höhnende Spottrede: „Wenn mich mein Vater so behandelt hätte, wie ich Dich, so würde ich davon gelaufen sein, oder hätte mich todt geschossen, aber Du bist ein Prinz, ohne Ehre und verdienst deshalb keine andere Behandlung."

Prinz Friedrich zog sich tief beschämt und erbittert in sein Zelt zurück, wo ihm auf Befehl des Königs auf sechs Stunden Arrest angekündigt wurde. Der Prinz befand sich in einer Stimmung der Verzweiflung.

„Werde ich nicht wahnsinnig," rief er dem eintretenden Lieutenant von Katte zu, „so bleibt mir nichts übrig, als mich todt zu schießen."

„Warum nicht entfliehen, Hoheit?" sprach Katte mit gedämpfter Stimme, indem er auf die dünnen Zeltwände deutete, wodurch leicht ein Lauscher jedes Wort von Außen hätte vernehmen können.

„Weil ich mein Wort gab," entgegnete der Prinz in tiefer Bewegung eines großen innern Kampfes.

„Aber geruhen Hoheit zu erwägen," versetzte Katte, „daß in der Politik, wie im Leben Umstände die Sache verändern. Ein gegebenes Wort löset sich von selbst, wenn die Verhältnisse und Voraussetzungen aufhören, unter denen es gegeben wurde."

„Du bist ein guter Jesuit," lächelte der Kronprinz,

„aber Du hast recht; es giebt Lebenslagen, in denen man nur mit Hülfe einer geschickten Dialektik sich aus der Verlegenheit ziehen kann.“

„Zudem,“ fuhr der Vertraute fort, „ist die Gelegenheit hier günstig. Bei aller Strenge und Grausamkeit haben doch der König und Eversmann andere Dinge zu thun, als Ew. Königliche Hoheit zu beobachten.“

„Es ist wahr,“ sprach der Kronprinz nach einigem Nachdenken, „die Gelegenheit ist günstig, hier vollbringe ich's! Würdest Du mich begleiten?“

„Auf Leben und Tod,“ rief Katte feurig aus, „bei Gott,“ fuhr er fort, „die Idee einer kühnen Flucht hat so etwas Romantisches und ist das einzige Mittel Ew. Hoheit Leben und Ehre zu retten, daß ich mit Freuden den letzten Blutstropfen meines Herzens daran setzen würde, sie auszuführen.“

„Gut, aber wohin wenden wir uns? Von England haben wir noch keine Antwort auf meine confidentielle Anfrage, ob man dort den flüchtigen Kronprinzen von Preußen aufnehmen würde?“

„Dann bleibt nichts übrig, als einen einstweiligen Zufluchtsort zu suchen. Ich würde unmaßgeblich vorschlagen, Ew. Königliche Hoheit verschaffte sich sächsische Pässe für zwei Officiere, die incognito reisen wollen und

wir gingen damit über Leipzig nach Frankfurt und Straßburg nach Paris. Dort wendeten sich Ew. Hoheit an den vormaligen französischen Gesandten in Berlin, Grafen von Rothenburg, der sich ohne Zweifel eine hohe Ehre daraus machen würde, Ihnen auf seinen Gütern ein Asyl zu gewähren, wo man die Antwort aus England abwarten könnte."

„J'en suis d'accord!" sprach der Kronprinz, „ich werde mich an den Königlich polnischen Cabinetsmeister, Grafen von Heim wenden. Der kann mir unmöglich meine Bitte um Pässe für zwei Officiere, die eine Reise incognito machen wollen, abschlagen."

Aber diese Hoffnung ging nicht in Erfüllung.

Der Minister war von dem sächsischen Gesandten in Berlin schon vor der Ankunft des Kronprinzen benachrichtigt, daß ziemlich bestimmte Gerüchte behaupteten, der Kronprinz gehe mit dem Plane um, seine Anwesenheit in Mühlberg zu benutzen, um der väterlichen Tyrannei zu entfliehen. Er schlug daher die Bitte des Kronprinzen ab und meldete den Vorfall dem Könige. Dieser nahm den Kronprinzen bei einer günstigen Gelegenheit bei Seite und sagte ihm, daß er mit Bestimmtheit in Erfahrung gebracht habe, was er, der Kronprinz, beabsichtige. Er müsse ihn aber recht dringend ersuchen, die Freude des Königlichen Besuchs nicht so schrecklich zu stören. Er hoffe, daß ihm der Prinz sein Ehrenwort

geben werde, während seines hiesigen Aufenthalts jeden Gedanken an Flucht aufzugeben, um nicht genöthigt zu werden, seinen Vater, den König, davon in Kenntniß zu setzen.

So sah Prinz Friedrich mit Schrecken seine Fluchtpläne entdeckt. Er erkannte die Unmöglichkeit der Ausführung derselben auf dieser Reise und tröstete sich mit der Hoffnung bei der nächsten Reise des Königs nach dem Reich, d. h. nach Anspach und dem Rhein, seine Absicht mit mehr Sicherheit ausführen zu können.

11.

Erst nach der Rückkehr des Königs nach Berlin, sprach er zum erstenmal mit der Königin über die neue Wendung der englischen Heirathsangelegenheiten.

Er gestand ihr, daß er seine Tochter Friederike Wilhelmine von ganzem Herzen versorgt zu sehen wünsche; dagegen aber niemals seine Einwilligung geben würde zu der Vermählung des Kronprinzen mit einer englischen Prinzessin.

Die Königin wendete ihre ganze Beredtsamkeit auf, um ihn zu beruhigen und seinen Verdacht zu beseitigen. Endlich schien es ihr auch zu gelingen.

Der Gesandte von Dänemark, ein geschenter Mann, auf den der König viel hielt, bot ihr redlich die Hand dazu und vollendete das Werk. Auch er sprach von

Grumbkow in den stärksten Ausdrücken und legte dem Könige alle Ränke desselben vor Augen.

„Ich bin bereit," erklärte endlich der König, „ihn zu verabschieden und noch strenger zu behandeln; aber nicht eher, als bis die Heirath mit Wilhelminen öffentlich erklärt worden ist.

England dagegen verlangte, daß man ihm Grumbkow noch vor der Heirath aufopfere.

Der König verließ Berlin in einer sehr günstigen Stimmung und ging nach Potsdam, wohin ihn der Kronprinz begleiten mußte.

Grumbkow, der überall seine Aufpasser hatte, erfuhr natürlich bald den ganzen Inhalt des Gesprächs des dänischen Gesandten, Herrn von Löwener, mit dem Könige. Sein Gewissen sagte ihm laut genug, welche Behandlung er verdient und zu erwarten habe, wenn alle seine Schurkereien an den Tag kämen. Gerade in diesen Tagen, während der Abwesenheit des Königs, hielt die Königin Appartement, und Grumbkow, der geschmeidige Höfling, der gar wohl wußte, wie schwarz er jetzt in der Hofgunst stand, hatte die Freiheit sich daselbst einzufinden mit einer Miene und Haltung, als stehe er noch in der vollen Sonne seines Glücks.

Bald aber mußte er bemerken, daß Alles sich von ihm abwendete. Wie ein Geächteter stand er allein in einem Winkel des Zimmers, ohne daß ein Mensch sich

ihm nur näherte. Die Königin wollte ihn weder sprechen, noch zur Tafel ziehen. Der ganze Hof folgte ihrem Beispiel.

Ein so grausamer Fall eines Mannes, der noch wenige Tage zuvor ebenso geehrt und gefürchtet war, wie der König selbst, gab der gutmüthigen Prinzessin Wilhelmine Stoff zum Nachdenken. Obgleich sie ihn haßte und verabscheute, so fühlte sie doch Mitleid mit dem Geächteten. Sie beschloß ihn anzureden. Lange unterhielt sie sich mit ihm über die gleichgültigsten Dinge. Sie behandelte ihn so höflich, wie sie es immer gewohnt gewesen war.

Als diese Unterredung, die allgemeines Aufsehen machte, beendet war, trat Herr von Löwener an sie heran und bezeigte ihr, mit respectvollem Ton, aber in den stärksten Ausdrücken, seine Verwunderung, daß sie mit einem solchen Schurken nur ein Wort zu sprechen vermöge und fügte hinzu: „Erfährt das der englische Gesandte, so darf ich Ew. Königliche Hoheit versichern, daß derselbe damit sehr unzufrieden sein wird.“

„Mein Herr,“ entgegnete Wilhelmine in scharfer Betonung; „ich bin nicht in England und habe bis jetzt nicht nöthig, mein Benehmen nach den Begriffen dieser Nation einzurichten. Mir ist Grumbkow als ein schlechter Mensch und mein grausamster Feind bekannt; aber sobald er unglücklich ist, muß er mir Mitleid erre-

gen. Uebrigens wünsche ich ihm keine andere Strafe, als die, daß er nicht mehr schaden könne.“

Diese edelmüthige Gesinnung sollte ihr aber schlechte Früchte tragen. Grumbkow war schlau genug noch einmal den Kopf aus der Schlinge zu ziehen. Dann ließ er durch schlechte Cabalen die Königin, die Prinzessin und den Kronprinzen fühlen, daß er wieder am Ruder war.

12.

In diese Zeit, oder vielleicht auch etwas früher, fiel ein romantisches Ereigniß, das nicht wenig dazu beitrug das Gemüth des Kronprinzen auf das Tiefste zu erbittern und ihm eine moralische Entrüstung zu geben, welche nur geeignet war, seinen Entschluß, der allzustrengen väterlichen Zucht sich durch die Flucht zu entziehen, zu befestigen.

In einem kleinen Hause auf dem Kitz, einem vormaligen Fischerdörfchen bei Potsdam, dem jetzt dazu gehörigen Stadttheil, dessen Garten nach der sonnenhellen Havel mit ihrem reizenden Uferpanorama ein meistens offenstehendes Eingangspförtchen hatte, saß an einem schönen Sommerabend des Jahres 1730 ein schönes junges Mädchen von 16 Jahren, mit lieben, freundlichen, herzigen Augen und spielte auf dem Clavier die Choralmelodie des frommen Kirchenliedes: „Wer nur den lieben Gott läßt walten.“ Sie sang dazu das Lied mit einer halben klaren Stimme in wahrer kindlich frommer

Erhebung des Gemüths. Das von Weinreben, welche die ganze Gartenseite des Häuschens bekleideten, halb verhangene Fensterchen mit den kleinen, grünen Glasscheiben stand offen und die Tonwellen von dem lieblichen Spiel und Gesange wallten hinaus über den weiten stillen Havelsee, so daß man hätte meinen mögen, daß auf der Halbinsel Tornow, oder noch weiter am jenseitigen Ufer mit den bewaldeten Anhöhen die klare Stimme des lieblichen jungen Mädchens zu hören gewesen sein müsse.

Die schöne Doris, so wurde das einzige Töchterlein des Cantors Ritter von der Hof- und Garnisonschule, ein kleiner verwachsener Mann, der mit Corporalsrang bekleidet über die Soldatenkinder des Regiments baumlanger Grenadiere, welche durch rothe Halsbinden als Königliche Rekruten freie Erziehung für Königs Rechnung empfingen, den Schulscepter führte, war auch der Lehrer des Kronprinzen im Generalbaß; denn er galt für einen tüchtigen Musiker.

Friedrich achtete den braven Mann, der ihm bei aller pedantischen Wunderlichkeit seines Wesens doch manche gute Lehre zum Verständniß des Contrapunkts zu geben wußte, und so wenig der Kronprinz sonst nach dem Ausdruck seines Vaters affabel war, das heißt mit den Unterthanen freundlich verkehrte, so mochte er es sich doch nicht versagen seinen alten Lehrer von Zeit zu Zeit, auf

einsamen Abendspaziergängen im nahen Lustgarten am Schloß, wenn der Prinz sich für unbeobachtet halten durfte, einen freundlichen Besuch zu machen, wobei er denn gewöhnlich durch das offene Gartenpförtchen einging.

Wir wagen nicht zu entscheiden, ob nicht die Anwesenheit des lieblichen jungen Mädchens, das so freundlich und befangen in seiner Gegenwart war, ebensoviel dazu beitrug, den Beweggrund zu diesen Besuchen abzugeben, als die Lösung musikalischer Fragen, die ihm bei dem eifrigen Alten als Vorwand seines Besuches gelten mußten.

Aber soviel dürfen wir annehmen, daß die schöne Doris, die im Alter des Schwärmens für erwachende Gefühle zärtlicher Neigungen war, an den liebenswürdigen Kronprinzen mehr dachte, als der Abstand ihrer Verhältnisse von ihm wohl für ihre Ruhe und ihr Glück ersprießlich machen konnte.

So auch jetzt. Es herrschte schon tiefe Dämmerung im kleinen Gemach. Marie befand sich allein zu Hause; ihr Gesang athmete immer tiefere Gefühle. Da vernahm sie auf einmal, daß süße melodische Flötentöne die Ihrigen begleiteten. Ihr Herz klopfte, ihr Athem stockte; sie konnte sich wohl denken, wer es war, von dem die weichen lieblichen Töne herrührten, aber sie wagte nicht es sich selbst einzugestehen; immer leiser wurden die Schwebungen ihrer Stimme. Endlich schwieg sie ganz

und ließ die kleinen Hände auf den Tasten ruhen; so lauschte sie auf die einschmeichelnden Flötentöne, die von Außen hineindrangen in ihr stilles Stübchen, aber nun war es auch dort still. Nachdem sie eine Weile gehorcht hatte, versuchte sie es die erloschenen Klänge, die ihr so wohl und weh im Herzen thaten, wieder zu wecken. Sie begann ein anderes Lied, erst mit weicher halber Stimme; dann, getragen von der eigenen Begeisterung, immer stärker und seelenvoller ertönend. Und die geheimnißvollen Flötentöne erklangen aufs Neue und führten immer lieblicher die Begleitung.

Endlich schwieg sie erschöpft von der eigenen Aufregung. Ihre Hände ruhten auf den Tasten, ihr jugendlicher Busen hob sich unter Seufzern, die einer Welt voll ungeahneter Gefühle in ihrer Brust entquollen. Alles war still um sie her; sie hörte nur noch das Picken der schwarzwälder Wanduhr, die sie mit dem halblauten Kukuksruf aus ihren Träumereien weckte; denn sie hatte gemeint, der junge Flötenspieler habe sich längst entfernt, ungesehen und ungehört, wie er gekommen war.

Da plötzlich sah sie einen Schatten am offenen Fensterchen und eine weiche, freundliche Stimme rief halblaut: „Liebe Doris, darf ich wohl näher kommen?“

„Um Gott, Königliche Hoheit!“ entgegnete sie ihn erkennend, im süß. befangenen Schreck, „mein Vater ist nicht zu Hause!“

„Um desto eher, liebliches Mädchen," sprach der Kronprinz in das dunkle Fenster hinein, „so wirst Du mir erlauben Dein Spiel mit meiner Flöte zu begleiten. Es wird mir ja so selten das Glück zu Theil meinen süßesten Neigungen Gehör geben zu dürfen, immer das ewige Exercirreglement und pedantische Soldatenspiel! Ich komme, holde Doris, um nur einmal an Deiner Seite zu fühlen, daß ich nicht blos ein an Freuden und Lebensglück armer Königssohn bin, sondern auch ein an Kunst, Poesie und Liebe reichbegabter Mensch."

Und damit begann er, leicht und gewandt in das niedrige Fenster herein zu steigen.

Doris beschwor ihn doch wenigstens durch die Thür einzutreten, sie wolle sogleich Licht anzünden und öffnen.

„Wozu Licht?" fragte er und war schon halben Leibes im Zimmer; „es ist ja so wonnig im lauschigen Dunkel und wo Töne und Gefühle wallen, da leuchtet der Geist im Innern und das Herz glüht in der Brust, da brauchen wir weder Licht noch Wärme von Außen."

Damit stand er im Zimmer und suchte im Dunkeln die liebe Hand der kleinen Sängerin zu haschen, aber das sittsam erzogene junge Mädchen, schüchtern wie ein flüchtiges Reh, stand schon an der Stubenthür, die sie öffnete, indem sie sprach: „Nein nein, Hoheit, das schickt sich nicht, wenn mein Vater käme, er würde schelten,

wenn ich so wenig Respect hätte, meinen gnädigsten Herrn im Dunkel zu empfangen; ich hole Licht."

„O laß die Gnade aus dem Spiele," rief Prinz Friedrich ihr nach, denn sie war mit jenen Worten hinausgeeilt und hatte die Thür hinter sich zugezogen, „denn wo die Liebe waltet," setzte er leise hinzu, „da hat die Gnade keine Bedeutung mehr über das menschliche Herz."

Und als sie verschwunden war, setzte er sich ans Clavier und phantasirte über das Thema des so eben gehörten Liedes: „Wer nur den lieben Gott läßt walten" und seine Gedanken streiften dabei über seine unglückliche Lage dahin, und ein wahrer Gottesfrieden zog ein in seine für alles Gute und Schöne so offene und weichgeschaffene Seele.

Da trat Doris mit dem Lichte ein und er sah das liebliche Mädchen jungfräulich erröthend und freundlich befangen bei seinem Anblick.

Kein Gedanken, diese Rose zu brechen, stieg ihm auf in seiner Seele, die bekanntlich seit der verführenden Macht der schönen Formera und der reizenden Gräfin Orzelzka, nicht mehr so frei von Sinnlichkeit geblieben war; sondern zum ersten Male in seinem jungen Leben empfand er die höhere Macht einer reinen schönen Weiblichkeit, die ihm ganz andere Gefühle gab, als jener

Sinnentaumel, der am Ende immer das Herz unbefriedigt läßt.

Er stand auf, ergriff sie freundlich bei der Hand und führte sie zu dem Tabouret am Clavier mit der Bitte, fortzufahren und ein schönes frommes Lied zu spielen und zu singen, das er dann mit seiner Flöte begleiten wolle.

Doris spielte und sang das schöne alte Kirchenlied: „Vom Himmel hoch da komm' ich her!" und die einfache fromme Weise, vorgetragen so innig und seelenvoll von der reinen jungfräulichen Stimme, hatte Prinz Friedrich begleitet mit seinen weichen, melodischen Flötentönen, so zart, seelenvoll und innig, wie er noch nie in seinem Leben geblasen hatte, und eine ganz neue Welt von Gefühlen war in ihm aufgegangen, statt des philosophischen Unglaubens, den die Schriften eines Wolf und Voltaire, Diderot und Anderer in ihm geweckt hatten, war ein ihm neues Gefühl getreten, das ihm sagte: „Ja, wahrlich, es giebt einen Gott der Liebe, und dieser Gott ist in mir, denn ich fühle die Liebe."

Und mit diesem frommen Gedanken nahm er seine kostbare Brillant-Tuchnadel, deren Steine ein strahlendes F. bildeten, und steckte sie ihr vor den Busen. Dann neigte er sich nieder zu der lieblichen Sängerin, die jetzt schwieg und mit ihren großen blauen Augen schwärmerisch, und sich selbst vergessend, zu den seinigen auf-

blickte, und während er sanft sie umschlang und das holde erröthende Kind mit zärtlicher Innigkeit an sich zog, küßte er sie auf die Stirn, und Doris war zu sehr ergriffen von den höheren Gefühlen einer, wie aus dem göttlichen Wesen entflammenden Liebe, um sich dieser Hinneigung seiner liebenden Seele zu entziehen, und er schloß, ohne daß sie ihn abwehrte, den unschuldigen Bund zweier liebenden Herzen durch einen Kuß auf ihre wie eine aufbrechende Rosenknospe schwellenden Lippen.

Da, plötzlich in Mitten dieser glückseligsten Gefühle, wurden die beiden Liebenden unterbrochen durch eine rauhe, scheltende Stimme, die dem Kronprinzen zurief: „Gratulire submissest, Königliche Hoheit, werde pflichtschuldigermaßen rapportiren."

Erschreckend blickten beide auf und im offenen Fenster, vom Weinlaub eingerahmt, sahen sie bei dem schwachen Lichtschimmer die gelben, scharf markirten, malitiösen Gesichtszüge des teuflischen Eversmann, der im nächsten Augenblick auch schon verschwunden war.

„Gott, der Schändliche!" rief Doris, „der mich schon lange mit seinen verruchten Liebesanträgen verfolgt hat und immer nur, wie er es verdient, von mir abgewiesen worden ist!"

„Ein Beweggrund mehr für den eingefleischten Teufel, das arme Mädchen unglücklich zu machen," dachte der Kronprinz, indem er im Augenblick die Größe der

Gefahr und die schrecklichen Folgen dieser Entdeckung erkannte.

Im ersten Moment wollte er ihm nacheilen, um ihn zu bitten, daß er schweigen möge, wo möglich ihn bestechen; aber einer solchen Erniedrigung widersetzte sich sein Königlicher Stolz. — Er vertraute im Bewußtsein seiner Unschuld auf die Hoffnung, daß ihm sein Vater wenigstens einige Worte der Rechtfertigung erlauben werde. — Um die Gefühle des allerdings auch erschrockenen jungen Mädchens nicht allzusehr zu beunruhigen, bemühte er sich, ihr seine Besorgnisse zu verbergen. Er ging nach einem kurzen Abschiedsgruß, bei dem aus seinem erstarrten Gemüth kein inniges Wort, kein zärtlicher Kuß den kurzen Traum von Glückseligkeit fortsetzte, den er in ihrer jugendlichen Seele geweckt hatte, und Doris ahnete nicht, daß auf ihr eigenes unschuldiges Haupt das Gewitter, welches in Folge dieser Scene aufsteigen sollte, sich entladen würde.

Als Prinz Friedrich kaum auf seinem Zimmer angekommen war und das französische Kleid, das er so gern trug auf seinen Abendpromenaden, wenn er den König im Tabakscollegium wußte, und sich sicher fühlte, nicht zu ihm gerufen zu werden, abgelegt hatte, erschien der Officier von der Schloßwache, gefolgt von zwei Mann von der Grenadiergarde, vor dem Kronprinzen und kündigte ihm, auf Befehl des Königs, Arrest an.

So war denn der Schlag schon geschehen, den er erwartet hatte, ohne die Möglichkeit, ihn abzuwenden. Und er hatte noch von Glück zu sagen, daß der König in seinem Zorn ihn nicht vor sich beschieden hatte; denn in diesem Falle würde er thätlichen Mißhandlungen nicht entgangen sein. Aber um so schwerer fiel es ihm aufs Herz, daß der König, sein Vater, sich gegen seine Person mäßigte. Mit Recht mußte er daraus schließen, daß er einen andern Ableiter für seinen Jähzorn gefunden haben müsse, und mit Schauder dachte er daran, daß die arme, unschuldige Doris das Opfer desselben sein werde.

Nach einer schlaflosen Nacht schrieb er in seiner Angst einen beweglichen Brief an den König, worin er alle Schuld des Rendezvous auf sich nahm und seinen Vater beschwor, das unschuldige Mädchen nicht zu bestrafen, besonders da nichts Unehrbares vorgefallen sei. Doch den Brief erhielt er unerbrochen zurück mit dem mündlichen Bescheide, den der König ihm durch Eversmann hatte sagen lassen, von einem so liederlichen Querpfeifer nehme er keine Briefe an; seine Metze aber werde ihrer Strafe nicht entgehen.

Kaum eine Stunde später wurde der Kronprinz durch Trommelschlag und einen Volksauflauf ans Fenster gelockt. Auf sein Befragen aus dem Fenster rief man ihm hinauf: „Die schöne Doris wird vom Henker mit

Staupenschlag aus der Stadt gebracht und nach Spandau geschickt.''

Prinz Friedrich sank fast in Ohnmacht. Er griff nach seinen Pistolen und würde Hand an sich gelegt haben, hätte ihm nicht sein alter treuer Kammerdiener ins Gewissen gerufen, daß er sich damit an seinem Volke versündigen werde, weil er für den Thron geboren sei.

Dann ergriff ihn eine tiefe Trauer, und er beschloß nun unwiderruflich, solchen Gräuelscenen sich durch die Flucht zu entziehen.

Was den König so furchtbar gegen sie aufgebracht hatte, war der Umstand, daß man die kostbare Diamant-Busenadel des Kronprinzen bei ihm gefunden hatte.

Die arme Doris überlebte ihre schreckliche Strafe. Nach drei schweren Leidensjahren der Gefangenschaft im Spinnhause zu Spandau wurde sie mit der Freilassung begnadigt, doch nur unter der Bedingung, daß sie sich nach dem Willen des Königs verheirathe. — Mit kaltem Herzen nahm sie die Hand eines braven Mannes, die ihr angeboten wurde. Es war die des Berliner Fiaker-Pächters Schorner. Ihr alter Vater verlor Amt und Stellung und starb bald darauf in Gram und Noth.

Friedrich hat diesen unglücklichen Gegenstand seiner zartesten Jugendliebe nie wieder gesehen. Aber eine tiefe Wehmuth blieb darüber in seiner Seele zurück, und als

er zur Regierung kam, war eine seiner ersten Handlungen, daß er der armen Doris eine Pension aussetzte.

Sie starb erst im hohen Alter einige Jahre später als Friedrich der Große, dessen Andenken sie stets in ihren frommen Gebeten segnete, bis ihr der Himmel endlich milde die lebensmüden Augen schloß.

Sechstes Capitel.

Indiscretion des Herrn von Rochow. — Katastrophe mit Hotham. — Seckendorf's Unterredung mit dem Könige. — Audienz von Hotham. — Folgen davon. — Abschied des Kronprinzen von der Prinzessin. — Grumbkow's Briefe. — Gesellschaften in Monbijou. — Grumbkow daselbst. — Sendung Södicken's nach England. — Katte's Indiscretion. — Abreise des Königs und des Kronprinzen. — Intriguen am Hofe. — Die Ramon. — Grumbkow im Garten von Montbijou. — Spuk im Cabinet der Königin. — Soirée bei der Königin. — Katte's Aengstlichkeit. — Prophezeihung der Prinzessin. — Grumbkow's Schadenfreude. — Beunruhigung wegen der Correspondenz mit dem Kronprinzen. — Die verschlossene Chatulle. — Rückkehr des Königs. — Das entsetzliche Geheimniß.

1.

Prinzessin Wilhelmine fand den Kronprinzen schon unmittelbar nach seiner Rückkehr von Mühlberg in der entsetzlichsten Stimmung. Diese wurde noch erhöht durch das soeben erzählte Ereigniß, das wenige Tage nachher vorgefallen zu sein scheint. Er war so erbit-

tert, daß die Prinzessin vergebens flehende Bitten und Thränen, wie Vernunftgründe aufbot, ihn zu beruhigen.

Leider war aber auch der Kronprinz nicht mehr Herr seiner Aeußerungen der Entrüstung. Eines Tages, als wieder eine Unannehmlichkeit mit dem Könige stattgefunden hatte, ließ er einige Worte gegen seinen Gesellschafts-Cavalier, Herrn von Rochow, fallen, welche seine Absicht, sich diesen Leiden durch die Flucht zu entziehen, wenigstens errathen ließen. Dieser redliche Officier hatte mehr Gewissenhaftigkeit als Verstand. Er beobachtete den Prinzen genauer und bemerkte allerdings in dessen Thun und Treiben mehrere Anzeichen, die darauf hindeuteten, daß seine Aeußerungen nicht blos ein bedeutungsloser Ausbruch von Schmerz gewesen war, sondern daß der Prinz in der That Alles mit Bedacht vorbereite, um den Fluchtplan zur Ausführung zu bringen.

In seiner Angst und Rathlosigkeit wagte es der ehrenwerthe Obrist doch nicht, dem Könige davon unmittelbar Mittheilung zu machen, weil er nicht ohne Grund besorgte, damit die furchtbarsten Ausbrüche seines Zorns herauf zu beschwören; aber er beschloß die Königin davon zu benachrichtigen und dieser das Weitere zu überlassen. Zu diesem Zweck begab er sich zu dem Fräulein v. Bülow, der jetzt hoch in Gunst stehenden Hof-

dame der Königin. Er erzählte ihr die Aeußerungen des Kronprinzen und seine Wahrnehmungen und Entdeckungen, und bat sie, die Königin davon in Kenntniß zu setzen.

Die Hofdame versprach ihrer Pflicht gemäß den Auftrag auszurichten.

Ein kluger Mann hätte es dabei bewenden lassen und im Uebrigen die strengste Discretion beobachtet; da aber Herr von Rochow ein beschränkter Kopf war und sich selbst bei dieser Geschichte in einer höchst bedenklichen Lage befand, so suchte er überall Rath und Trost zu erlangen. Er ging bei allen seinen zahlreichen Bekannten von Haus zu Haus und vertraute Jedem, unter dem Siegel der strengsten Verschwiegenheit, das entsetzliche Geheimniß und seine gräßliche Verlegenheit. Ueberall empfing er statt des guten Raths ein verlegenes Achselzucken. Niemand wollte sich in dieser kitzligen Angelegenheit die Finger verbrennen. Kaum aber hatte er den Rücken gewendet, um sich mit gleichem Erfolg bei Andern Raths zu erholen, so wanderte das Geheimniß von einem Munde zum andern, und bald war es in der ganzen Stadt verbreitet.

Als in Folge dieser Mittheilung die Hofdame von Bülow der Königin diese Entdeckung ehrerbietig vortrug, befand sich Prinzessin Wilhelmine zugegen. Die Köni-

gin erschrak heftig und fragte sogleich ihre Tochter, ob sie etwas davon wisse.

Wilhelmine antwortete mit Besonnenheit, daß ihr nur zu wohl die Verzweiflung ihres Bruders bekannt sei, daß sie es ihr bis jetzt nur verschwiegen habe, um ihr Kummer zu ersparen. Allein zu dem ihm schuld gegebenen Anschlag hielte sie ihn doch nicht für fähig.

Aus Rücksicht auf die Spionin, die Ramen, die der Königin Alles wiedergesagt haben würde, durfte die Prinzessin nicht offen mit ihrer Mutter sprechen. Sie beschwor indeß dieselbe, mit ihrem Bruder darüber zu reden; aber doch so sanft und herzlich, wie nur immer möglich; denn Wilhelmine war überzeugt, daß die Königin auf diese Weise Alles über ihren Sohn vermögen würde.

Die Königin folgte dem Rathe ihrer Tochter und erhielt vom Prinzen darüber die beruhigendsten Versicherungen, daß er an ein so bedenkliches Mittel, wie die Flucht sei, nie ernstlich gedacht habe.

Die Besorgnisse der Prinzessin wurden dadurch nicht geringer. Wegen der Ramon durfte sie es nicht wagen, der Königin ihre ernstlichen Bedenken anzuvertrauen und doch wußte sie kein Mittel, den drohenden Schlag abzuwenden.

Indeß waren die Antworten von England ange-

kommen, und die Sache schien dadurch abermals eine andere Wendung nehmen zu wollen.

2.

Alles, was der König in Betreff der Vermählung des Kronprinzen mit der englischen Prinzessin Anna gefordert hatte, war zugestanden. Aber der londoner Hof bestand aufs Neue darauf, daß Grumbkow entlassen werden sollte; weil, wie es in der Erklärung des britischen Cabinets hieß, nie darin gewilligt werden würde, daß eine Vermählung beide Königliche Familien verbinde, so lange dieser intriguante Mensch noch Minister des preußischen Hofes sei.

Zugleich war dem Könige in dem Antwortschreiben angekündigt worden, daß Hotham dem Könige aufgefangene Briefe von ihm vorlegen würde, welche den Minister seiner Schurkerei überführen würden.

Der österreichische Gesandte, Baron von Seckendorf, der überall sein Ohr und seine Spione hatte, bekam sogleich Kunde von dem Inhalte dieser Antwort, und ohnerachtet er seit der englischen Anklage von dem Könige mit einiger Kälte behandelt wurde, so erkannte er doch sogleich, daß jetzt der Zeitpunkt gekommen war, wo Alles gewagt werden müsse, um die Vertreibung Grumbkow's und die Allianz mit England zu hindern.

Für diesen Zweck erbat er sich eine möglichst bal-

dige Audienz vom Könige in einer wichtigen Angelegenheit von der dringendsten Eile. Diese Bitte konnte der König, bei aller Mißstimmung, doch einem kaiserlichen Gesandten nicht abschlagen. Er empfing ihn in einer Privataudienz.

Seckendorf war ein gewandter Redner und feiner Diplomat, der die schwachen Seiten des Königs kannte und sie schlau zu benutzen wußte. In einer längern Rede stellte er dem Könige ausführlich vor, wie sein Herr, der Kaiser, sich stets alle ersinnliche Mühe gegeben habe, um seine, des Königs Freundschaft zu gewinnen und sich zu erhalten; wie er ihm nicht nur freie Werbung der größten Leute in seinen Staaten zugestanden, sondern auch dafür Bürgschaft geleistet habe, daß der König die Herzogthümer Jülich und Berg erwerben würde. Jetzt nun sei der Kaiser in Verzweiflung, daß sich Seine Majestät, trotz aller seiner Bemühungen, ganz in die Arme Englands geworfen habe; „wenn ihm aber," fügte Seckendorf hinzu, „an der Heirath seiner Prinzessin Tochter mit dem Prinzen von Wales so gar viel gelegen sei, so wäre der Kaiser gern bereit, für dieses Ziel durch seinen Gesandten in London selbst mitzuwirken."

„Und nun," fuhr er im heuchlerischen Tone fort, „ich bin ein redlicher Mann, und Ew. Majestät schon seit vielen Jahren aufrichtig ergeben; Ihr Zustand setzt mich

in der That in die äußerste Bestürzung. Sehen Sie hier die Briefe, die ich in Beziehung auf diese Angelegenheit aus England erhielt. Der Kronprinz steht mit diesem Hofe im genauesten Einverständnisse; die Königin hat sich über die Schritte, die er gethan, auf die unvorsichtigste Weise erklärt. Er hat sich ohne ihr Wissen mit der Prinzessin Anna heimlich verlobt und über diesen Gegenstand zweimal an die Königin von England geschrieben. Grumbkow hat darüber noch genauere Nachrichten erhalten, die er bereit ist, Ew. Majestät vorzulegen. Urtheilen Sie nun selber, welcher Gefahr Sie sich aussetzen, wenn Sie diese Heirath des Kronprinzen genehmigen und Ihre treuesten Diener entfernen. Sie erhalten dann eine Schwiegertochter, für deren Aufwand das Einkommen des Staats nicht hinreichen würde; Ihr Hof würde mit Intriguanten und heimlichen Ränkeschmieden angefüllt werden; der Kronprinz würde sich unter dem Schutz und Einfluß Englands bald der Regierung bemächtigen und Ihrer Majestät nichts als den Königlichen Titel lassen, während er, dem Wesen nach, das Amt des Königs verwaltet. Sie werden die Wahrheit aller meiner Vorhersagungen um so mehr erkennen, da Sie den Anfang aller Vorbereitungen zu einem solchen Ausgang schon vor Augen sehen.“

Und da Seckendorf bemerkte, daß seine Rede nicht

ohne Eindruck auf den König blieb, so fuhr er mit erhöhter Stimme fort:

„England behandelt jetzt schon Ihre Majestät wie ein Kind: es schreibt Ihnen Gesetze vor in Ihrem eigenen Hause; es scheint Ihnen ein Stück Zucker vorzuhalten und zu sagen: „Wenn Du Grumbkow fortjagst, bekommst Du Zucker, sonst wird nichts daraus.''

Diese lange Rede, die Seckendorf mit dem Gesichterschneiden seiner frappanten Physiognomie, wie er es gewohnt war, begleitete, verfehlte ihre Wirkung nicht. Der König entließ ihn ohne ein Wort darauf zu erwidern. Aber Seckendorf, dem feinen Beobachter war es nicht entgangen, daß der König nachdenkend geworden war, und das genügte ihm vorerst, indem er wußte, daß man in die Seele des Königs nur einen Funken von Mißtrauen zu legen brauche, um gewiß zu sein, daß derselbe auch ohne Weiteres aufgehen und sich dann durch irgend eine energische Handlung dieses so thatkräftigen Fürsten entladen würde.

Und so kam es auch.

Am 14. Julius hatte der englische außerordentliche Gesandte Hotham aufs Neue die erbetene Audienz.

Er fing damit an, daß England sehr geneigt sei, ihm alle von ihm gestellten Bedingungen zuzugestehen, und daß es alle seine Absichten gern fördern würde; daß sein König und Herr aber auch nicht zweifle, daß Seine

Majestät ihm zu seiner Befriedigung Grumbkow aufopfern würde.

Zugleich zeigte er ihm die aufgefangenen Briefe desselben und übergab sie dem Könige mit der Bemerkung: „Nun geruhen Ihre Majestät selbst zu sehen, welchem Schurken Sie Ihr Vertrauen geschenkt haben.“

Dem Könige, der schon durch diese Anrede bei dem in seinem Innern von Seckendorf erregten Mißtrauen aufs Aeußerste gebracht war, schwollen die Adern der Stirn, sein volles Antlitz wurde glühendroth und blau vor Wuth; er entriß dem Gesandten die Papiere und warf sie ihm, seines Zornes nicht mehr mächtig, ins Gesicht.

„Ihr wollt mir in meinem Hause Gesetze vorschreiben? Daraus wird nichts, ich bin kein Kind und werde wissen auf eigenen Füßen zu stehen!“

Damit hob er den Fuß, als wollte er ihm einen Fußtritt geben. Entrüstet trat Hotham zurück, und der König drehte sich kurz um und verließ das Zimmer, indem er die Thür hinter sich zuschlug.

So endete jene unglückliche Audienz, welche damit längst gehegte und gepflegte Wünsche der Königin, des Kronprinzen und selbst das Glück der Prinzessin Wilhelmine zertrümmerte, damit auch die englische Königsfamilie unversöhnlich vor den Kopf stieß, und der schlaue und intriguante Minister, dessen Hochverrath klar vorlag,

dessen Intriguen alle das Unheil in den Königlichen Familien angestiftet hatten, blieb an seinem Platze und befestigte sich aufs Neue in der Gunst seines Herrn, während er nur fortfuhr, den selbstsüchtigen und herrschsüchtigen Plänen und Intriguen Oesterreichs zu dienen, und alles das war nur eine Folge der leidenschaftlichsten Kurzsichtigkeit des Königs, wenn einmal das in ihm stets schlummernde Mißtrauen aufgeweckt worden war.

Kaum war der König in sein Zimmer zurückgekehrt, so erkannte er die ganze Größe der möglichen Folgen seiner leidenschaftlichen Uebereilung. Er war darüber außer sich und rathlos, und quälte sich mit dem Gedanken, daß ein Krieg mit England die nächste Folge der Beleidigung seines Gesandten sein würde.

3.

Die Königin hatte unmittelbar den Ausgang dieser Audienz durch ein Billet von Hotham an ihre Hofdame, Fräulein von Bülow, erfahren. Sie sah damit alle ihre Hoffnungen und lang gehegten Lieblingspläne gescheitert; wie sehr das sie betrübte, läßt sich leicht denken.

Man ging zur Tafel. Die unglückliche Geschichte war schon bekannt geworden; Jeder schwieg. Der König selbst befand sich in der peinlichsten Lage. Er wollte sich seine eigene Betroffenheit nicht merken lassen, und doch vermochte er es nicht über sich, sie ganz zu ver-

bergen. Er sprach wenig und war sichtbar in der übelsten Laune. Jeder in den Umgebungen des Königs zitterte. Man wußte noch nicht, wohin sich sein Unwillen entladen würde.

Nach aufgehobener Tafel, als man sich zum Kaffee in die anliegenden Zimmer vertheilte, ließ der König den holländischen und den dänischen Gesandten rufen. Er erzählte ihnen den Hergang und bat um ihre Vermittelung bei Herrn Hotham.

Während des ganzen Tages, der mit Hin- und Herschicken verging, quälte der König die Königin, indem er ihr immerfort wiederholte: „Mit England sei nunmehr Alles abgebrochen,“ und „Wilhelmine,“ setzte er spottend hinzu, „soll nun, da ich gar nicht weiß, mit welcher Brühe ich sie auftischen soll, Aebtissin von Herfort werden.“

Die Königin wagte nicht dagegen einen Einwurf zu machen. Sie sagte blos mit ihrer kalten Ruhe: „Ich bin damit zufrieden,“ obgleich es ihr ganz anders ums Herz war; denn auch dieser Plan machte ihr Kummer.

Der König schrieb darauf sogleich an die Markgräfin Philipp und bat sie, seiner Tochter Friederike Wilhelmine den Platz im Stift zu geben, den damals ihre jüngste Schwester besaß. Daß sie den Wünschen des Königs leicht Gehör gab, läßt sich wohl denken.

Als der König erfuhr, daß alle Bemühungen, den englischen Minister zu versöhnen, vergeblich waren, ließ er ihm endlich durch die beiden Gesandten von Holland und Dänemark eine förmliche Ehrenerklärung anbieten.

Der Kronprinz, der davon durch den dänischen Gesandten, Herrn von Löwener, sogleich in Kenntniß gesetzt worden war, schrieb es sofort der Königin und fügte hinzu, daß dieser Minister ihn gebeten habe, dem englischen Gesandten einige Zeilen zu schreiben, worin er ihn bäte, den Vorschlag des Königs anzunehmen. Die Königin gab diesem Vorhaben ihren vollen Beifall, und der Kronprinz schrieb an Herrn von Hotham:

„Mein Herr!

Ich habe von Herrn von Löwener die letzten Vorschläge des Königs, meines Vaters, erfahren und zweifle nicht, daß Sie seinen Wünschen nachgeben werden. Bedenken Sie, mein Herr, daß mein und meiner Schwester Glück sowohl, wie die Verbindung der beiden Häuser von Ihrer Antwort abhängen. Ich zweifle nicht, daß Sie unserm Verlangen entsprechen und unsern Bitten nachgeben werden. Nie werde ich diesen Dienst vergessen und ihn lebenslang durch die vollkommenste Hochachtung erkennen. Seien Sie davon überzeugt, daß ich zeitlebens verharren werde Mein Herr,

Ihr sehr zugethaner und herzlicher Freund,

Friedrich.“

Katte war der Ueberbringer dieses Briefes. Die Königin hatte auf die dringende und vielfache Empfehlung dieses jungen Mannes, von Seiten des Kronprinzen, demselben ihre Gunst geschenkt.

Eine halbe Stunde nach der Absendung seines Briefes empfing der Kronprinz von Hotham folgende Antwort:

„Gnädigster Herr!

„Herr von Katte stellt mir soeben Ihrer Königlichen Hoheit Brief zu. Ich bin von Dankbarkeit über das darin geäußerte Vertrauen durchdrungen; beträfe die Sache nur mich persönlich, so würde ich selbst das Unmögliche versuchen, um ihnen meine Ehrerbietung und meine Achtung Ihrer Befehle zu beweisen; allein der Schimpf, den ich erlitten habe, trifft den König meinen Herrn; ich kann also den Wünschen Ew. Königlichen Hoheit nicht nachgeben. Ich werde dieser Sache die bestmögliche Wendung zu geben suchen, und obschon sie die vorliegenden Unterhandlungen unterbricht, so hoffe ich doch, daß sie nicht ganz dadurch abgebrochen werden sollen. Ich bin u. s. w.“

Man kann leicht denken, wie sehr diese Antwort die Königin betrübte.

Der Kronprinz war ebenfalls verstimmt; doch suchte er sich in bitterer Ironie zu fassen. Er warf den Kopf in die Höhe und sagte spöttelnd zu seiner Schwester:

Was ists denn weiter? Im Grunde ist das Unglück nicht so groß. Werde Du Aebtissin, so hast Du nichts mehr zu fürchten, weder vom Herzog von Weißenfels noch vom Markgrafen von Schwedt. Es ist gar nicht der Mühe werth, daß die Königin so ein Aufhebens davon macht! Ich bin der ganzen Wirthschaft müde und will mich schon aus ihr herausziehen. Thue Du, was Du willst; ich habe mir in Rücksicht Deiner nichts vorzuwerfen; ich habe Alles gethan, um Dich in England zu versorgen; nun ist es Zeit, daß ich auch an mich denke."

Als Wilhelmine versuchte ihn zu erweichen und auf andere Gedanken zu bringen, sprach er mit einer bei seinem sanften Charakter ungewohnten Bitterkeit:

„Die Zeit, mir mit Bitten und Thränen in den Ohren zu liegen, ist vorbei; ich habe genug gelitten und Du magst selbst sehen wie Du fertig wirst."

Diese Worte, in einem scharfen, spöttischen Ton gesprochen, thaten der Prinzessin unendlich weh. Anfangs suchte sie ihn zu besänftigen; aber seine rauhen und bittern Antworten brachten sie endlich auch auf; sie sagte ihm einige Anzüglichkeiten, die er übel nahm und beide gingen entzweit auseinander.

Der Kronprinz sollte am andern Morgen sehr früh mit dem Könige nach Anspach abreisen.

Die Prinzessin liebte ihren Bruder zu sehr, um lange

auf ihn zürnen zu können. Ihres Unwillens ohnerachtet wollte sie noch einen letzten Versuch machen, den gefürchteten Streich abzuwenden. In dieser Absicht ließ sie sich nach der Abendtafel noch einmal in ein Gespräch mit ihm ein. Seine Antworten blieben aber immer gleich kalt.

„Ich weiß nicht," sagte er, „warum Du mich quälst, Dir mein Wort zu geben, daß ich zurückkommen will. Ich habe darüber nachgedacht und den Plan aufgegeben." Da in diesem Augenblick der König eintrat, hatte Wilhelmine nicht Zeit ihm zu antworten. Sie schloß ihn daher in ihre Arme und sagte ihm laut: sie wünsche ihm glückliche Reise. Er sagte ihr leise, um sie zu beruhigen, daß er vielleicht noch später zu ihr kommen würde; aber die Prinzessin erwartete ihren Bruder auf ihrem Zimmer vergeblich, noch länger als eine Stunde nach ihrer Rückkehr. Endlich brachte ihm sein Kamerdiener ein Billet, das mit nichtssagenden Entschuldigungen und flüchtigen Freundschaftsversicherungen angefüllt war. Wilhelmine schöpfte daraus die Ueberzeugung, daß es mit seiner Versicherung, den Fluchtplan aufzugeben, nicht Ernst gewesen sei; sie zitterte vor den Folgen.

Die Unterredungen, welche die Prinzessin mit ihrem Bruder gehabt, sein ganzes Benehmen und ihre Angst über einen Vorsatz, der soviel Unglück über sie und das ganze Königliche Haus bringen mußte, ließ sie in dieser

Nacht kein Auge schließen. Sie brachte die ganze unglückliche Nacht mit ihrer Hofmeisterin im Gespräch und unter Thränen zu. Das Unglück, welches beide voraussahen, gab reichlichen Stoff zu dieser traurigen Unterhaltung.

4.

Hätte der König nur soviel Gemüthsruhe und Besonnenheit gehabt, um wenigstens einen Blick in die ihm von Hotham vorgelegten Briefe zu werfen, so würde er von dessen Hochverrätherei und von den österreichischen Intriguen sogleich die volle Ueberzeugung gewonnen haben.

Der englische Gesandte von Hotham schickte am folgenden Tage, nach der Abreise des Königs, um sich selbst zu rechtfertigen, die Briefe, welche der König ihm ungelesen ins Gesicht geworfen hatte, an die Königin.

Es waren sechs bis sieben Briefe, welche sie, nachdem sie dieselben gelesen hatte, ihrer Tochter mittheilte. Diese Briefe waren im Februar desselben Jahres geschrieben, in der Zeit, als die Königin wirklich ernstlich krank war. In jedem Briefe sagte er: „Man spricht zwar viel von der gefährlichen Krankheit der Königin; es ist aber nur eine Komödie, die sie spielt, um den König von England zu erweichen.“ Die Königin ist wohl, wie ein Fisch im Wasser (das war sein eigener Aus=

druck); lassen Sie das nur, wenn Sie können, den König von England erfahren."

Dann wieder: „Ich habe schon wieder zwei meiner Creaturen angestellt, um dem Kronprinzen Possen zu spielen. Fahren Sie nur fort, mir Alles, was Sie von diesem listigen Treiben an Ihrem Hofe merken, zu schreiben."

In einem andern Briefe sagt er: „Ich habe mit dem Freund (damit war Seckendorf gemeint) verabredet, daß er dem Könige sage, der Kronprinz stehe mit dem londoner Hofe im geheimen Briefwechsel. Schreiben Sie mir darüber einen Brief, den ich dem Dicken (er meinte den König) zeigen kann. Sorgen Sie nur für nichts; ich will Sie schon zu unterstützen wissen, und dennoch sehen, daß wir nicht entdeckt werden; denn ich mache ja mit dem Dicken Alles was ich will."

Und dabei lautete immer der Schlußreim: „Die Königin befindet sich, wie der Fisch im Wasser."

Die andern Briefe waren noch neuer, vom März. In diesen schrieb er unter Andern: „Die Schritte von Seiten Englands, aber besonders des Prinzen von Wales, setzen mich in das äußerste Erstaunen. Was in aller Welt, lieber Reichenbach, soll die Gesandtschaft des Ritters Hotham heißen? Warum giebt man sich denn so viel Mühe, eine Prinzessin zu verheirathen, die so häßlich ist, wie der Teufel, kupferig, ekelhaft und stumpf-

sinnig? ich begreife es nicht, wie dieser Prinz, der unter Allem, was schön ist, die Wahl hat, sich mit so einem Mondkalb abgeben kann. Sein Schicksal thut mir in der Seele weh. Man sollte ihn wenigstens davon in Kenntniß setzen. Ich überlasse Ihnen diese Sorge."

Alle anderen Briefe waren in einem ähnlichen Styl geschrieben. Grumbkow gab damit die unwiderleglichsten Beweise seiner schändlichen Gesinnung und Intriguen gegen die Königin, den Kronprinzen, die Prinzessin und die ganze englische Heirath, im alleinigen Interesse Oeststerreichs. Es läßt sich denken, daß er sich dadurch nicht besonders bei der Königin insinuirte. Die Prinzessin war über jede kleinliche Empfindlichkeit erhaben; aber sie sagte: „Es ist merkwürdig, wie dieser Mann meine Güte belohnt, als ich aus Mitleid mich seiner annahm, wie er als ein Geächteter vor dem ganzen Hofe dastand."

Die Königin nahm während der Abwesenheit des Königs viermal in der Woche in Monbijou Gesellschaft an. Das war ein kleines Lustschloß mit Garten vor der Stadt, welches sie nach ihrem Geschmack und ihrer Neigung verschönert hatte. Und hier war es, wo Grumbkow, der durch seine Spione genau wußte, daß die Königin seine aufgefangenen Briefe gelesen hatte, die Unverschämtheit besaß, jedesmal zu erscheinen, und nicht ohne Absicht gab er durch sein Benehmen zu erkennen, daß er wieder fester als jemals in der Gunst des Königs stehe.

Er that das, damit Niemand es wage, den König von dem Inhalt dieser Briefe auf irgend eine Weise in Kenntniß zu setzen und für die Königin, wie für die Prinzessin erforderte die Nothwendigkeit nicht nur seine Gegenwart zu ertragen, sondern auch den allmächtigen Günstling des Königs mit Höflichkeit zu behandeln, eine nicht geringe Ueberwindung.

5.

Als der Kronprinz seine Absicht von Mühlberg aus zu entfliehen entdeckt sah, hatte er den Plan aufgegeben; aber um desto größere Vorbereitungen getroffen, um das Gelingen der Flucht auf der bevorstehenden Reise des Königs ins Reich zu sichern.

Ganz im Geheim hatte er schon in Mühlberg den Legationssecretär der großbritannischen Gesandtschaft, Gödike beauftragt gehabt, am englischen Hofe zu sondiren, ob er dort Protection finden würde; wo nicht dahin zu wirken, daß er in Frankreich bleiben könne. Gödike übernahm den Auftrag und reisete ab; und das war ein neuer Grund die Flucht noch zu verschieben. Erst nach der Rückkehr des Kronprinzen nach Berlin kam auch Gödike von London zurück. Aber er hatte keine günstige Nachricht zu überbringen. Um das gefährliche Geheimniß besser zu bewahren, mußte Katte ihn zu einer nächtlichen Unterredung am Schloßportal ein-

laden. Im Dunkel der Nacht erschienen beide Männer in ihre weißen Mäntel gehüllt und führten flüsternd ihre gespenstische Unterredung.

„Leider,“ sagte Gödike, „muß ich es Ihrer Klugheit überlassen, dem Kronprinzen auf die mildeste Weise, aber auf das Allerentschiedenste zu eröffnen, daß man ihn in England nicht haben wolle, und daß er auch von dort aus, im Fall seine Flucht nicht die mindeste Verwendung bei der französischen Regierung zu erwarten habe. Man riethe ihm wohlmeinend den Gedanken daran aufzugeben, denn es würde einen Feuerbrand in ganz Europa anzünden heißen, wenn der Prinz, bei den jetzigen Conjuncturen, eine solche Flucht ausführen würde und namentlich würde der Bruch mit England dadurch unheilbar werden. Uebrigens würde man ihn von dort aus gern auf jede nur mögliche Weise soulagiren, um ihn in den Stand zu setzen seine Schulden bezahlen zu können.“

Katte konnte dem Kronprinzen das Unangenehme dieser Antwort nicht mildern. Die Wichtigkeit der Sache forderte volle Wahrheit und die wörtliche Mittheilung der Antwort, die Gödike überbracht hatte.

Der Kronprinz war dadurch keinen Augenblick betroffen. „Halb und halb,“ sagte er, „konnte ich diese Erklärung voraussehen. Man wünscht in England die Allianz mit Preußen und will sich deshalb, so lange

mein Vater lebt, nicht die Finger verbrennen; ich aber werde deshalb meinen Plan nicht aufgeben."

„Auch nicht die Hoffnung, Königliche Hoheit," nahm Katte das Wort, „daß in England Alles sich doch noch zum Guten wende. Wer weiß wie ungeschickt dieser Herr von Gödike seine Mission angefangen hat. Ich würde gern bereit sein für Ew. Hoheit selbst nach England zu gehen und hoffe dann bessere Erfolge zu gewinnen, wenn Sie nur, mein Prinz, mir einen Brief an den König mitgeben wollen."

Der Kronprinz war damit einverstanden. Er schrieb sogleich einen Brief an den König von England, den er an Katte übergab.

Zugleich gab er ihm zweitausend Thaler baares Geld, einige werthvolle Ringe, eine goldene Dose und den polnischen Orden, der mit Brillanten besetzt war, von welchen jedoch die größeren Steine schon durch unächte ersetzt waren.

Auch beauftragte er Katte, ihm ein grautuchenes Kleid, von französischem Schnitt, mit silbernen Tressen machen zu lassen, um sich desselben auf der Flucht zu bedienen.

Dann wurde verabredet, daß Katte unter dem Vorwand Urlaub zu nehmen, als Postillon verkleidet dem Kronprinzen folgen und mit ihm in Anspach zusammentreffen solle, um dann die Anstalten zur Flucht zu fördern.

Der König aber schlug das Urlaubsgesuch des Vertrauten des Kronprinzen geradezu ab. Die Vermuthung lag nahe, daß der König Verdacht geschöpft haben müsse, wegen der Flucht des Kronprinzen, oder gar schon etwas Bestimmteres davon wisse. Und beides war leider der Fall. Theils waren es einige unvorsichtige Aeußerungen desselben, besonders gegen Rochow; dem auch von anderer Seite, von einem Verwandten Katte's die Warnung durch ein Billet zugegangen war. „Ich avertire Sie als guter Freund, auf Ihren hohen Untergebenen ein wachsames Auge zu haben." Und so hatte dieser in seiner Pflichttreue nicht mehr umhin gekonnt, den König davon in Kenntniß zu setzen; auf der andern Seite hatte Katte in seiner Eitelkeit mit dem Vertrauen des Kronprinzen geprahlt, hatte verschiedenen Personen die ihm zur Aufbewahrung anvertrauten Präziosen gezeigt und Andeutungen fallen lassen, daß der Kronprinz auf der bevorstehenden Reise des Königs ins Reich schon Mittel und Wege finden werde, um sich für immer der Tyrannei seines Vaters zu entziehen.

Solche unvorsichtige Reden gingen wie ein Lauffeuer weiter, wurden vergrößert und bestimmter formulirt und kamen so natürlich durch Eversmann und Grumbkow zu dem Ohr des Königs.

Der König hielt zurück mit jeder Aeußerung des Unwillens darüber gegen den Kronprinzen, ein Beweis,

daß er seinen Plan schon gefaßt hatte, und dieser bestand darin entweder die Flucht desselben unmöglich zu machen, oder doch, bei dem geringsten Versuch dazu, ihn auf der That zu ertappen, um ihm dann die Schwere der Königlichen Hand desto nachdrücklicher fühlen zu lassen.

Anfangs wollte der König den Kronprinzen unter strenger Aufsicht in Potsdam zurücklassen; doch nach einiger Ueberlegung beschloß er ihn mitzunehmen, weil er ihn unter seinen Augen für sicherer bewahrt hielt. Indeß gab er dem Begleiter des Prinzen, Obristlieutenant von Rochow, die gemessenste Instruction, wonach im Wagen des Kronprinzen Rochow und die beiden Vertrauten des Königs, Budenbrock und Waldow fahren sollten, die schon früher bei der Schilderung des Königlichen Tabakscollegiums, als dessen Genossen näher charakterisirt sind. Allen Dreien wurde bei Leib und Leben anbefohlen, den Kronprinzen auf das Schärfste zu beobachten. Stets müsse einer von ihnen bei ihm sein, so daß der Prinz weder bei Tage, noch bei Nacht nur einen Augenblick unbeobachtet sei.

Dem Kronprinzen sagte man nichts davon, aber es konnte ihm nicht entgehen, daß er genauer beobachtet wurde, als je zuvor.

Vor der Abreise traf der Kronprinz noch einmal mit Katte in Potsdam zusammen. Er sagte ihm, daß er das Anerbieten Englands seine Schulden zu bezahlen

unmöglich habe von der Hand weisen können. Er habe deshalb dem Legationssecretär Gödike geschrieben, daß er 15,000 Thaler Schulden habe; er möge ihm diese Summe vom Könige von England verschaffen.

Katte beschwor den Kronprinzen ja nichts zu übereilen und erst von Wesel aus die Flucht zu unternehmen, dieses sei um so zweckmäßiger, weil er von dort aus leicht über die Grenze und am schnellsten über Holland nach England kommen könne.

Der Kronprinz sah das Gewicht dieser Gründe ein, und erklärte sich damit einverstanden. Allein schon am folgenden Tage schrieb er an Katte, daß er dem Könige nicht bis Wesel folgen, sondern schon auf dem Anspachischen Gebiet seine Flucht antreten würde, weshalb er ihn in Canstadt erwarte. Zugleich überschickte er ihm seine Musikalien, Sattel und Zeug, um Alles in sichere Verwahrung zu geben.

6.

Einige Tage nach der Abreise des Königs und des Kronprinzen, benutzte Katte die günstige Gelegenheit einer Soirée bei der Königin in Montbijou, um die Prinzessin Wilhelmine zu fragen, ob sie nichts an Se. Hoheit, Ihren Bruder, den Kronprinzen zu bestellen habe? Er fügte hinzu, daß er ihm eine Staffette schicken würde und die Gelegenheit vollkommen sicher sei.

„Ich bin erstaunt,“ entgegnete die Prinzessin, „wie Sie solche Dinge wagen können; wenn es der König erführe, so kostete es Ihnen Ihr ganzes Glück und meinem Bruder würden Sie den bittersten Verdruß zuziehen. Ich wenigstens würde einer Staffette nicht das Geringste anvertrauen.“

Herr von Katte ließ sich indeß dadurch nicht abhalten. Er schickte durch einen Courrier einen Brief für den Kronprinzen an seinen, in Erlangen auf Werbung liegenden Bruder, den Rittmeister von Katte, worin er ihm meldete, daß er noch immer keinen Urlaub erhalten habe, weshalb er nochmals den Kronprinzen bitte, die Flucht bis Wesel zu verschieben. Uebrigens war der Rittmeister durchaus nicht ins Geheimniß gezogen, und die Besorgniß lag nahe, daß dieser wichtige Brief nicht mit der gehörigen Vorsicht dem Kronprinzen zugestellt werde. Zu dieser Unvorsichtigkeit kam noch eine unbegreifliche Indiscretion dieses vertrauten Günstlings des Prinzen.

Während so die Sache immer mehr auf die Spitze getrieben wurde, kamen einige Tage nach diesem Verfall die Hofdame der Königin, Fräulein v. Bülow, und einige andere eben so wohl gesinnte Personen zu der Prinzessin und erzählten ihr, daß Katte in der ganzen Stadt die Nachricht aussprenge, der Kronprinz wolle entfliehen. Er rühme sich dabei der Gunst, worin er

bei demselben stehe, und in seiner leichtsinnigen Eitelkeit habe er dieses gefährliche Geschwätz vor Personen gewagt, die nicht ohne Grund im Verdacht ständen, Seckendorf's und Grumbkow's Creaturen zu sein, so daß sich durchaus nicht bezweifeln lassen könne, daß der König durch diese Alles erfahren werde.

Auch wurde hinzugesetzt, dieser indiscrete junge Mensch zeige aus Eitelkeit überall eine Dose mit dem Portrait des Kronprinzen und der Prinzessin Wilhelmine, um sich damit ein Ansehen zu geben, welches ihm durchaus nicht gebühre.

Wilhelmine war der Meinung, man solle es der Königin sagen, sowohl um ihm Stillschweigen aufzulegen, als um ihm die Dose aus den Händen zu ziehen. Begreiflich war die Königin äußerst aufgebracht gegen Katte durch diese Mittheilung der Bülow. Sie befahl, ihm das Miniaturgemälde abzufordern und ihm tüchtig den Kopf zu waschen, wie sie sich ausdrückte.

Das geschah; aber Katte weigerte sich standhaft, die Dose herauszugeben; doch versprach er, sie nicht mehr zu zeigen. Er gestand später dem Fräulein von Sonnenfels, daß er das Portrait der Prinzessin selbst gemalt habe nach einem Miniaturgemälde von ihr, welches sie ihrem Bruder geschenkt gehabt und dieser ihm in Verwahrung gegeben habe. Auch gestand er zu, daß er allerdings gegen einige Personen von der beabsichtigten

Flucht des Kronprinzen gesprochen habe, die seines Wissens jetzt schon stattgefunden haben müsse, aber diese Mittheilung sei nur an vertraute und zuverlässige Personen, unter dem Siegel des strengsten Geheimnisses, geschehen, und er hoffe deshalb keine Vorwürfe zu verdienen.

„Sie sehen, daß wir darum wissen,“ entgegnete die Hofmeisterin der Prinzessin im pikirten Tone, „läßt sich daraus abnehmen, wie vorsichtig Sie in der Wahl Ihrer Vertrauten gewesen sind und wie sorgfältig diese ein Geheimniß bewahrt haben, das durch Sie die ganze Stadt erfahren hat.“

„Ein Zusammentreffen der ungünstigsten Umstände,“ entgegnete er betroffen, „ich bin darüber in Verzweiflung.“

„Zu spät,“ entgegnete die Sonnenfels, „das hätten Sie früher bedenken sollen.“

Damit ließ sie ihn stehen, und bei der Königin, wie bei der Prinzessin fiel er durch diesen Vorfall so gänzlich in Ungnade, daß er kaum noch wagen durfte, in den Appartements der Königin zu erscheinen, und wenn er erschien, stand er allein.

7.

Mit den Intriguen an diesem Hofe war es schon so weit gekommen, daß ganz untergeordnete Creaturen

sich erlauben durften, ganz offen eine Rolle dabei zu spielen.

Trotz der Gefahr, in welcher der Kronprinz schwebte, und der Angst, die sich der Prinzessin deshalb bemächtigt hatte, ruhte doch die Heiraths-Cabale keinen Augenblick.

Eines Morgens, als die Prinzessin Wilhelmine erwachte, sah sie die begünstigte Kammerfrau der Königin, die intriguante Ramen, bei sich eintreten.

„Entschuldigen, Hoheit," begann sie, „wenn ich störe; aber ich bin ausdrücklich gekommen, um Ihnen etwas anzuvertrauen, was ich auf dem Herzen habe."

„Ich wüßte nicht," entgegnete die Prinzessin spöttelnd, „wie ich zu der Ehre Ihres besondern Vertrauens komme?"

Fräulein von Sonnenfels, die gerade anwesend war, wollte sich hinweg begeben; doch die Ramen bat sie zu bleiben, da die Sache auch sie beträfe.

„Sie sind," sagte sie darauf, „so betrübt, weil Ihnen die Königin schlecht begegnet. Danken Sie Gott dafür, denn es ist genug, bei ihr gut angeschrieben zu sein, um fortgejagt zu werden. Ich habe nun zwar nichts davon zu befürchten; denn ich habe einen guten Rückhalt."

Bei dieser Anrede verzog die Prinzessin keine Miene und schwieg.

„Ich sehe wohl,“ fuhr die Ramon, davon frappirt, mit der ihr eigenen Effronterie fort, „daß Ihnen meine Schliche nicht fremd sind, und will sie Ihnen eingestehen; aber hüten Sie sich wohl, davon etwas der Königin zu sagen; sonst mögen Sie sich nur vor meiner Rache in Acht nehmen. Seien Sie überzeugt, der König würde es sogleich erfahren, und dann würde sein Zorn gegen Sie keine Grenze mehr kennen.“

„Uebrigens,“ fuhr sie fort, „ist die Königin bekanntlich eben kein großes Genie. Bei der erkläre ich Alles für Verleumdung, was Sie auch immer von mir sagen mögen. Seien Sie überzeugt, daß es mir gelingen würde, alles Ueble, das Sie mir zufügen wollten, auf Sie selbst zurückfallen zu lassen.“

„Es werden hier schreckliche Dinge vorgehen,“ sprach sie weiter, „und über Sie gerade, Prinzessin, wird ein entsetzliches Unglück hereinbrechen. Deshalb erlaube ich mir, Ew. Hoheit den wohlgemeinten Rath zu geben: Nehmen Sie einen herzhaften Entschluß; denn Sie können sich nicht anders mehr helfen, als indem Sie den Herzog von Weißenfels heirathen. Es ist ja auch am Ende gar nicht eine so wichtige Sache, sich zu verheirathen; die Königin kenne ich, die wird sich schon trösten, wenn nichts mehr zu ändern ist. Der König aber wird Sie dann freundlich ansehen, und alsdann ist alles Andere recht.“

Die Prinzessin war außer sich über diese Unverschämtheit einer so niedrigen, von ihr verachteten Creatur. Hätte sie gedurft, sie würde diese Person zum Fenster hinausgeworfen haben; aber die Klugheit legte ihr den Zwang auf, sie zu schonen. Unter dem Druck erzogen, wußte sie sich zu beherrschen, und so mußte sie, trotz ihres tiefen Grolls, noch freundlich und nachgiebig sich gegen sie benehmen.

Eine Scene, die sie am 11. August mit Grumbkow hatte, diesem malitiösen Erzfeind der Königin und der Prinzessin, bezeichnet ebenfalls die überaus seltsamen Verhältnisse an diesem Hofe, an welchem absolute Machtstellung und ruhelose Intrigue ein beständiges Kreuzfeuer unterhielt, um jede natürliche Entwickelung in der Lebensstellung des Kronprinzen und der Prinzessin Wilhelmine unmöglich zu machen.

Es scheint, daß Grumbkow im Nachdenken über die Gefahr, seine einflußreiche Stellung zu verlieren, die ihn umschwebte, zu jener Art von Reue gekommen ist, die auch der hartgefallene Sünder empfindet, wenn er die Folgen seiner Thaten fürchtet. In solcher Stimmung, wenn sein Gewissen erwacht zu sein schien, wurde er finster und verschlossen. Er zeigte alsdann Neigung, zu religiösen Tröstungen seine Zuflucht zu nehmen; sei es, um wenigstens vor Gott Gnade zu finden, wenn er sich bewußt war, vor Menschen verdammt zu sein, oder

daß er die Welt täuschen wollte durch den Schein einer Frömmigkeit, an dem vielleicht sein Herz, wie sein innerster Glauben keinen Theil hatte.

Mögen nun die Motive gewesen sein, welche sie wollen; er hatte erfahren, daß an diesem Tage, eines Sonntags, die Prinzessin Wilhelmine das Abendmahl nehmen wolle und hatte sich ebenfalls dazu angemeldet. Um sich zum Mahle des Herrn würdig vorzubereiten, hatte er den Hofprediger Jablonsky den ganzen Tag vorher bei sich gehabt und mit religiösen Gesprächen, Bußpredigten und Gebeten die Zeit zugebracht.

Nach der kirchlichen Feier begab sich die Königin mit ihrem Hof nach Montbijou. Es war Soirée bei der Königin, oder Appartement, wie diese Abendgesellschaften damals genannt wurden. Die Spielpartien waren arrangirt, wobei auch Prinzessin Wilhelmine die ihrige hatte. Indeß war ihr Gemüth so voll Unruhe, wenn sie an das angedrohte Vorhaben ihres geliebten Bruders dachte, und an die Gefahren, welche durch die Indiscretion Katte's nur noch vergrößert werden mußten, daß sie keine Ruhe beim Spiele hatte, sondern ihre Partie frühzeitig aufhob, um an dem lauwarmen Sommerabend frische Luft in dem kleinen, aber sehr freundlich angelegten Garten von Montbijou schöpfen zu können. Da die Königin an ihrem Spieltisch wechselnd mit Spiel und Conversation beschäftigt war und auch dabei Cour

empfing, so konnte Fräulein von Bülow, auf den Wunsch der Prinzessin, dieselbe in den Garten begleiten.

Da saßen nun die beiden Damen auf einer Bank unter blühendem Gebüsch von Rosen und Jasmin und besprachen die Ereignisse des Tages und die Besorgnisse der Gegenwart und Zukunft. Gegen die Theil nehmende Freundin konnte Wilhelmine ihren schwermüthigen Gedanken und den Beängstigungen ihres Herzens Worte geben, die gleichen Gefühlen begegneten. Beide Frauen versuchten vergebens einander zu trösten und Beruhigendes zu sagen, was begreiflich keine Wirkung haben konnte, da keine von ihnen an die Wahrheit der Hoffnung glaubte, die ihr Mund aussprach. Schon hatte sich ihre Wehmuth in Thränen aufgelöset, und Hand in Hand saßen sie im gefühlvollen Schweigen, als sie am Knistern des Kiessandes auf den Gartenwegen hörten, daß Jemand sich näherte. Plötzlich bog ein Mann, in der Gallauniform des Hofes, um die nahe Taxushecke und näherte sich der Prinzessin mit respectvoller Verbeugung. — Zu ihrer nicht angenehmen Ueberraschung erkannten beide im nächsten Augenblick den verhaßten Günstling des Königs, Premierminister und Feldmarschall von Grumbkow.

Er begann mit einer Anrede, die voll religiöser Salbung und moralischen Betrachtungen war. Diese Rede kam der Prinzessin vor, wie die heilige Schrift im Munde des Teufels. Die Prinzessin hätte gern so=

gleich sich entfernt, doch aus Rücksichten, die sie gegen den einflußreichen Günstling des Königs zu nehmen hatte, blieb sie noch einige Augenblicke und hörte mit dem innersten Widerwillen sein frömmelndes Geschwätz an.

Doch als sie an das Mißtrauen der Königin dachte, fühlte sie die Nothwendigkeit, sich zurück zu ziehen und sobald es, ohne allzu auffällig zu werden, geschehen konnte, stand sie unter einem passenden Vorwande auf und ging dem Palais zu.

Grumbkow, mit seiner gewohnten Zudringlichkeit, folgte ihr immer nach und kam jetzt erst auf sein eigentliches Thema.

„Es thut mir sehr leid," sagte er endlich, „Ihre Hoheit und Seine Hoheit, Dero Herrn Bruder, den Kronprinzen, so hart behandelt zu sehen. Der Kronprinz hätte aber sollen dem Könige mehr nachgeben."

Und nun hielt er dem Könige eine große Lobrede. Prinzessin Wilhelmine schritt immer schneller zu; aber er ließ sich nicht unterbrechen und sagte: „Ihre Hoheit haben so viel Einfluß auf Höchstdero Herrn Bruder, daß Sie ihn gewiß zu seiner Pflicht zurückrufen könnten. Er ist ein liebenswürdiger Prinz, aber in schlechten Händen."

„Mir sind," antwortete Wilhelmine im gemessenen Tone, „die Pflichten der Kinder gegen ihre Eltern wohl bekannt. Wenn mein Bruder meinem Rathe folgte,

würde er sie nie verletzen und des Königs Willen, sobald er ihm bekannt wäre, gewiß erfüllen.“

Grumbkow wollte darauf etwas erinnern, aber verschiedene Damen, die der Prinzessin und ihrer Begleiterin entgegen kamen, unterbrachen das Gespräch.

An demselben Abend, den 11. August, ereignete sich noch ein Vorfall, der, wenn man damit die alte Sage von der weißen Frau, die sich im berliner Schlosse sehen läßt, so oft in der Königlichen Familie ein bedeutender Todesfall, oder ein schweres Unglück sich ereignet, in Verbindung bringt, allerdings für ominös gehalten werden konnte, eine Vorbedeutung, die leider nur zu sehr in Erfüllung ging.

Als die Königin spät in der Nacht neben der Bülow saß und ihren Kopfputz abnahm, hörten beide in dem anstoßenden Cabinet der Königin einen fürchterlichen Lärm. Dieses Cabinet war sehr schön, von oben bis unten mit Porzellanstreifen belegt und enthielt viele werthvolle und merkwürdige Gegenstände von Porzellan, von Steinen und Krystall, Gold und Silber; es waren Tassen, Vasen, Uhren, niedliche Figuren und Büsten von Porzellan, womit theils die Wände auf Consolen, theils die Marmortische geschmückt waren. Auch alles goldene Geräth, die mit Brillanten besetzte Krone und der reiche Schmuck der Königin befand sich darin.

Der Lärm in diesem Cabinet war so seltsam und

klirrend, daß die Königin aufschrie: „Mein ganzes Porzellan ist zerschlagen. Wer ist im Cabinet? Man sehe doch sogleich nach!"

Darauf ging die Bülow mit drei Kammerfrauen, nicht ohne Zittern und Zagen, hinein. Sie fanden aber nicht das Geringste in Unordnung gebracht und kehrten mit unheimlichem Erstaunen zurück.

Dieser Lärm wurde dreimal wiederholt und darauf hörte man ein großes Geräusch in einer Galerie, die sich zwischen den Zimmern des Königs und der Königin befand, an deren Ende eine Schildwache stand. Da sagte die Königin: „Jetzt wird es zu arg, ich muß selbst sehen, was das ist."

Mit großer Unerschrockenheit nahm die Königin das Licht, während ihre Damen zitterten. Doch bewaffneten sie sich alle mit brennenden Wachskerzen, überzeugt, daß Gespenster fliehen, wo das Licht erscheint, und so folgten sie der Königin, die zur Thür hinaustrat.

Jetzt hörten sie Alle in der Nähe etwas seufzen und ächzen, doch ohne nur das Mindeste zu sehen.

Die Schildwache, die ganz nahe stand, antwortete auf die Frage, ob sie etwas wahrgenommen habe? mit Nein! Doch setzte der Soldat hinzu, daß er dasselbe Geräusch gehört habe.

Die Königin ließ rundherum Alles durchsuchen, sogar die Zimmer des Königs, allein man fand nicht das

geringste Verdächtige. — Sie sowohl, als die übrigen zugegen gewesenen Damen erzählten am folgenden Tage übereinstimmend diese Begebenheit, so daß sich wenigstens an der Wirklichkeit der Wahrnehmung eines solchen Geräusches nicht zweifeln ließ, wenn auch Niemand einen natürlichen Grund desselben entdecken konnte. Um so mehr hatten die abergläubischen Personen, deren es nicht wenige am Hofe gab, Oberwasser. Sie zweifelten keinen Augenblick daran, daß dieser Spuk durch die weiße Frau des Schlosses veranlaßt sei und ein großes Unglück in der Königlichen Familie bedeute. Und in der That, mit der ängstlichsten Spannung wurden Nachrichten aus dem Reiche von der Reise des Königs erwartet.

Indeß sollte Nachricht von der Erfüllung dieses bösen Omens nicht mehr lange auf sich warten lassen.

8.

Wenige Tage darauf war bei der Königin Concert. Prinzessin Wilhelmine begleitete dabei, wie gewöhnlich, einzelne Sängerinnen, die sich hören ließen, auf dem Clavier oder der Laute. Wer in der Stadt Liebhaber von Musik war, durfte sich dabei einfinden.

Nachdem Prinzessin Wilhelmine lange genug musicirt hatte, stand sie auf und wollte sich in ein Zimmer begeben, wo andere Damen Karten spielten. Auf diesem Gange trat ihr Herr von Katte entgegen.

„Um Gotteswillen,“ redete er sie an, „geben Sie mir aus Liebe zum Kronprinzen nur einen Augenblick Gehör! Ich bin in Verzweiflung; denn man hat mich beim Könige und Ihrer Königlichen Hoheit angeschwärzt, als hätte ich dem Kronprinzen den Plan zu entfliehen in den Kopf gesetzt. Ich schwöre es Ihrer Königlichen Hoheit bei Allem, was es Heiliges giebt, daß ohne mich die Sache schon geschehen wäre. Sie können von meiner Seite der Königin die feste Versicherung geben, daß ich dem Kronprinzen ganz entschieden schriftlich erklärt habe, daß ich, wenn er ja einen solchen Schritt vorhabe, ihm ganz bestimmt nicht folgen würde, und ich stehe mit meinem Kopfe dafür, daß dieses Mal nichts zu fürchten ist.“

„Ich sehe ihn schon auf Ihren Schultern wackeln und nächstens wird er zu Ihren Füßen liegen,“ sprach die Prinzessin, welche die Zweizüngigkeit dieses Menschen mit Verachtung strafen zu müssen glaubte, im spöttelnden Tone, ohne nur zu ahnen, wie fast buchstäblich ihre Voraussagung bald genug in Erfüllung gehen sollte.

Schon im Begriff zu gehen, fiel ihr noch die ärgerliche Geschichte mit der Dose ein. Sie blieb abermals stehen und sagte zu ihm: „Welche Freude finden Sie denn daran, überall auszusprengen, der Prinz wolle

entfliehen, und wer hat Ihnen erlaubt, mein Bildniß auf einer Dose zu tragen?"

„Was den ersten Vorwurf betrifft," antwortete Katte mit vieler Besonnenheit, „so habe ich nur mit Herrn von Löwener davon gesprochen," „freilich auch," setzte er hinzu, „mit einigen andern Personen, die ich nicht für verdächtig hielt; den zweiten Punkt Ihrer Vorwürfe hielt ich nicht für so wichtig, da ich das Portrait Ihrer Königlichen Hoheit selbst gemalt und nur als meine Arbeit gezeigt habe."

„Sie spielen ein gewagtes Spiel," entgegnete die Prinzessin, „und im Ernst, ich fürchte, daß ich nur ein zu guter Prophet gewesen sein werde!"

Katte veränderte die Farbe. Trotz seines braunen, zerrissenen Teints wurde er bald blaß, bald glühend roth und nach einigem Nachdenken sagte er mit sichtbarer Betroffenheit: „Wenn ich unglücklich werde, so ist es für eine gute Sache und der Kronprinz wird mich gewiß nicht verlassen."

Das war die letzte Unterredung der Prinzessin mit ihm und das letzte Mal, daß sie ihn sah. Damals dachte sie nicht, daß sie so gut wahrsagen könne. Sie sagte ihm das Alles nur, um ihn bescheidener und vorsichtiger zu machen.

9.

Am 15. August, als dem Geburtstage des Königs, war große Cour bei Hofe. Alles, was hoffähig war, versammelte sich in den Appartements der Königin, um ihr Glückwünsche darzubringen. Auch Grumbkow war zugegen und ungewöhnlich heiter. Ganz gegen seine Gewohnheit sagte er der Prinzessin, sowie auch der Hofdame von Bülow, die in ihrer muntern Laune es liebte, sich mit ihm zu necken, nach seiner Meinung, so viel Angenehmes als möglich. Nachdem er seiner Gewohnheit gemäß dem Könige eine Lobrede gehalten hatte, schloß er mit den Worten: „Ich werde nächstens Ihre Hoheit zeigen, wie sehr ich Ihnen zugethan bin.“ Dieselbe Versicherung gab er auch mit andern Worten dem Fräulein von Bülow. Beide wußten damals noch nicht, was ihn so heiter gestimmt hatte, daß es die teuflische Freude war über das entsetzlichste Unglück, das der Königlichen Familie zugestoßen war, wovon er früher, als jeder Andere Nachricht erhalten hatte.

Bald sollte dieses sich näher aufklären. Die Königin, die noch nichts davon ahnte, gab am folgenden Tage, zur Nachfeier des Geburtstages des Königs, in Montbijou ein kleines Fest, womit sie ihre Tochter überraschen wollte.

Die Königin hatte den Speisesaal, sowie die Tafel

auf das Niedlichste verzieren lassen. Jede Dame fand unter ihrer Serviette ein artiges Geschenk. Die ganze Gesellschaft war in der heitersten Laune, mit Ausnahme der beiden Hofdamen Gräfin von Finkenstein und Fräulein von Bülow, die an dem ganzen Abend sehr ernst und schweigend da saßen.

Nach der Abendtafel war Ball. Prinzessin Wilhelmine, eine große Liebhaberin vom Tanz, die noch dazu mit vieler Grazie tanzte, genoß dieses Vergnügen in vollem Maße. Die Bülow sagte einige Male zu ihr: „Es ist schon spät; ich wollte, man hörte auf.“ „Ei,“ entgegnete die Prinzessin, „lassen Sie mir doch die Freude, mich heute einmal recht satt zu tanzen; es wird sobald nicht wieder geschehen.“

„Das möchte wohl möglich sein,“ entgegnete sie in einem ganz eigenen, bedeutungsvollen Ton.

Nach einer halben Stunde zog sie die Prinzessin am Aermel.

„So machen Sie doch einmal ein Ende!“ sprach sie in einem gereizten Tone, „Sie haben nun genug. Sie sind so beschäftigt, daß Sie weder hören, noch sehen.“

„Aber was giebt es denn?“ fragte Wilhelmine verwundert.

„Sehen Sie doch die Königin an,“ antwortete die Bülow und deutete auf eine Gruppe, die sich in

einer Ecke des Saals gebildet hatte, wo die Königin mit der Gräfin von Finkenstein und der Hofmeisterin der Prinzessin, Fräulein von Sonnenfels, sich im leisen, aber, wie es schien, sehr ernsten Gespräch befand.

Erschreckend fragte Wilhelmine sogleich, worauf es ankäme, ob es ihren Bruder beträfe? Die beiden Damen zuckten die Achseln, sahen einander bedeutend an und entgegneten, daß sie das nicht wüßten; aber mit einem so unsichern Tone, der gerade das Gegentheil verrieth.

Wilhelmine wurde immer unruhiger, und so kam es ihr nur erwünscht, als die Königin sich erhob und der ganzen Gesellschaft eine gute Nacht wünschte.

Die Prinzessin fuhr mit der Königin in demselben Wagen nach dem Schlosse zurück. Auf dem ganzen Wege dorthin sprach die Königin kein Wort. Die Prinzessin bekam das fürchterlichste Herzklopfen; sie befand sich in der unaussprechlichsten Unruhe und doch durfte sie nicht wagen nach der Ursache der sichtlichen Verstimmung ihrer Königlichen Mutter zu fragen.

Kaum war die Prinzessin in ihrem Zimmer angekommen, so bestürmte sie ihre Hofmeisterin mit Fragen, was vorgefallen sei?

„Sie werden es früh genug erfahren!“ entgegnete diese, mit Thränen im Auge.

„Sie martern mich zu Tode mit Ihrer Zurückhaltung,“ entgegnete die Prinzessin; „ein Unglück ahnen und es nicht kennen, ist fürchterlicher, als die entsetzlichste Gewißheit.“

Die Sonnenfels sah ihre entsetzliche Beängstigung und erklärte: „Die Königin hat mir zwar, um Ihre Ruhe zu schonen, verboten, Ihnen etwas von dem Vorgefallenen zu entdecken; da ich Sie aber in diesem Zustande sehe, so wäre es grausam, Sie länger in Ungewißheit über das entsetzliche Ereigniß zu lassen. So wissen Sie denn, vom Könige ist heute früh an die Oberhofmeisterin von Konnken eine Staffette geschickt, mit der Nachricht, daß der Kronprinz habe entfliehen wollen; er aber, der König, habe für gut gefunden ihn festsetzen zu lassen; sie solle diesen Vorfall der Königin, um ihre Gesundheit zu schonen, so vorsichtig als möglich beibringen, und ihr dann den eingeschlossenen Brief überreichen.“

„Es war,“ setzte sie hinzu, „gerade am 11., als der Kronprinz verhaftet wurde; also gerade an demselben Tage, wo man im Cabinet der Königin das ominöse Geräusch gehört hatte.

Wilhelmine glaubte bei dieser entsetzlichen Nachricht in Ohnmacht zu sinken. Ihr Schmerz über das Unglück ihres Bruders war ohne Grenzen. Sie brachte eine fürchterliche Nacht zu.

10.

Gleich am andern Morgen ließ sie die Königin rufen, und da sie ihre Tochter schon von dem Ereignisse unterrichtet sah, so zeigte sie ihr den Brief ihres Vaters, dem man es wohl ansah, daß er in der ersten Hitze geschrieben war.

Das Schreiben lautete:

„Ich habe den Schurken festsetzen lassen, und werde ihn, so wie es sein Verbrechen und seine Feigheit verdient, behandeln. Ich erkenne ihn nicht mehr für meinen Sohn; er hat sowohl mich, als meine ganze Familie entehrt. So ein Elender verdient nicht zu leben.“

Die Königin und die Prinzessin waren in einem so fürchterlichen Zustande, daß es einen Stein hätte erbarmen mögen.

Darauf sagte die Königin noch, daß schon gestern Katte ganz im Geheim aufgehoben sei, und daß alle seine Effecten und Papiere unter Siegel gelegt wären. Der Marschall von Natzmer, fügte sie hinzu, habe den Auftrag dazu gehabt.

Dieser Umstand war der Prinzessin sehr auffallend und dabei beunruhigend.

Nachdem der erste Schmerz der Königin vorüber war, fragte sie ihre Tochter, ob nicht ihr Bruder, der Kronprinz, mit ihr von seinem Vorhaben gesprochen habe.

Das konnte die Prinzessin nicht leugnen, sie erzählte nun der Königin alle Auftritte, die sie mit ihm gehabt hatte, und fügte hinzu: „Ich habe Ihnen, gnädige Mama, nichts davon entdeckt, damit, wenn der Fall, wie nun geschehen, wirklich eintreten sollte, Sie nicht darin verwickelt würden. Indeß gestehe ich, daß ich nach den beruhigenden Versicherungen, die mir Katte gegeben hat, auf nichts weniger gefaßt war, als auf einen so entsetzlichen Ausgang."

„Was hat er aber," fuhr die Königin fort, „mit unsern Briefen gemacht? Wir sind verloren, wenn man sie findet!"

„Ich habe mit ihm oft darüber gesprochen," war Wilhelminens Antwort, „und er versicherte mich stets, daß er sie verbrannt habe."

„Ich kenne ihn besser," entgegnete die Königin, „und wollte wetten, daß sie sich alle unter Katte's Papieren befinden."

„Das ist möglich," antwortete die Prinzessin erschreckend, „und in dem Falle ist es um meinen Kopf geschehen."

„Wie um den meinigen," entgegnete die Königin und fuhr fort: „Ich habe die Gräfin von Finkenstein holen lassen, um mit ihr und der Sonnenfels zu überlegen, was zu thun ist."

Am folgenden Tage erfuhr die Königin ganz bestimmt, daß die Sachen und Papiere des Kronprinzen

sich sämmtlich in Katte's Verwahrung befunden hätten, also mit dessen Papieren unter Siegel gelegt wären. Die Officiere, welche bei der Versiegelung gegenwärtig gewesen waren, beschrieben der Prinzessin alle die vorgefundenen Kisten und leicht erkannte sie, daß sich darunter die Chatoulle des Kronprinzen befand, welche ihre und der Königin Briefe enthielt.

Nach vielem Nachsinnen beschloß endlich die Königin ihren Caplan, Reinbeck, in dieser Angelegenheit zu verwenden. Er sollte den Marschall bitten, daß er ein Mittel auffinden möge, sie aus Katte's Hause zu entfernen.

Aber Reinbeck, den die Königin rufen ließ, war krank und konnte nicht kommen. Und dennoch waren diese Briefe für die Königin und die Prinzessin von der höchsten Wichtigkeit. Mehrere derselben redeten vom Könige in ziemlich starken Ausdrücken.

Am andern Morgen sah die Prinzessin die Gräfin von Finkenstein mit allen Zeichen der Bestürzung in ihr Zimmer treten.

„Ich bin verloren!" rief sie ihr zu, „gestern, wie ich von der Königin nach Hause komme, finde ich eine Kiste mit Katte's Wappen gesiegelt und an die Königin adressirt in meinem Hause; zugleich wurde mir dieses Billett übergeben. Sie überreichte es der Prinzessin."

„Haben Sie die Güte," lautete das Billet, „bei=

gehende Chatoulle der Königin zu übergeben; sie enthält ihre und der Prinzessin Briefe an den Kronprinzen.“

„Vier vertraute Männer,“ fuhr Frau von Finkenstein fort, „brachten diese Cassette an mein Gesinde. Es wissen also mehr Personen um dieses Geheimniß, als nöthig ist, um es sogleich an den König zu verrathen. Ich bin in der schrecklichsten Verlegenheit und weiß mir weder zu rathen noch zu helfen. Soll ich der Königin davon etwas sagen? oder soll ich sie dem Könige schicken? denn wenn ich das Letztere nicht thue, kann ich mich nur gefaßt machen Herrn von Katte Gesellschaft zu leisten.“

Die Prinzessin und ihre Hofmeisterin baten und flehten so lange, bis endlich die Finkenstein mit Furcht und Zittern sich entschloß, die Königin davon zu unterrichten.

Diese war, in ihrer Kurzsichtigkeit, über die vermeintlich gute Nachricht höchst erfreut, bis ein reiferes Nachdenken sie aufmerksam machte, auf die gefährlichen Folgen dieses übel bewachten Geimnisses. Es kam nur in Frage, was sollte mit dieser Kiste geschehen? Wenn Katte in seinen Verhören ihrer erwähnte, so stürzte man die Gräfin von Finkenstein ins Verderben; und die Königin stellte sich jedem Verdacht und der ganzen Wuth des Königs blos; schaffte man aber diese verhängnißvolle Chatoulle öffentlich zur Königin, so mußte es dem Kö-

nige zu Ohren kommen und er würde die Königin gezwungen haben ihm diese unglückseligen Briefe, als Werkzeuge zu ihrem eigenen Verderben auszuliefern.

Nach vielem Hin- und Herreden und sattsamen Abwägen der von der einen oder andern Seite vorgetragenen Gründe, entschloß man sich endlich zu dem letzten Mittel. Die Chatoulle wurde öffentlich zur Königin gebracht und sie verschloß dieselbe in Gegenwart aller ihrer Leute in ihrem Cabinet.

Kaum war ein Bedenken beseitigt, so stellte sich ein anderes in den Vordergrund. Es kam jetzt darauf an, sich der Briefe zu bemächtigen, um wenigstens diejenigen cassiren zu können, welche die Königin und die Prinzessin compromittiren konnten. Die Königin war der Meinung, die Chatoulle zu öffnen und alle Briefe zu verbrennen; alsdann aber dem Könige ganz einfach zu sagen, daß sie von gar keiner Wichtigkeit gewesen, man daher die Aufbewahrung derselben nicht für nöthig gehalten habe, so wenig als sie ihm zuvor zu zeigen.

Dieser Vorschlag wurde aber bei dem bekannten Mißtrauen des Königs allgemein verworfen, und der Tag ging in lauter Debatten hin, ohne daß ein bestimmter Entschluß gefaßt wurde.

Am folgenden Tage überlegte die Prinzessin mit der Sonnenfels diese wichtige Angelegenheit aufs Neue. Endlich rief Wilhelmine: „Ich habe es! mir fällt noch

ein Mittel ein; aber man müßte, um nichts zu wagen, äußerst vorsichtig dabei zu Werke gehen. Man müßte erst das Siegel von diesem Kästchen, welches nur von Leder ist, mit Vorsicht abheben, um es später wieder aufkleben zu können; dann würde das Vorlegeschloß erbrochen; unsere Briefe würden herausgenommen und andere geschrieben und dafür hineingelegt. Ich glaube sogar, man wird das Siegel abnehmen können ohne es zu zerbrechen, und wenn die Königin verspricht der Ramen nichts davon zu sagen, so mache ich mich anheischig es auszuführen."

Fräulein von Sonnenfels gab ihr großen Beifall. Man trug den Vorschlag der Königin vor und diese war gern damit zufrieden.

Nun machte man der Königin begreiflich, daß dabei Alles auf das Geheimniß ankomme; daß aber die Ramen, die viele Menschen sehe, ein Wort, das Verdacht veranlaßte, fallen lassen könne und dann sei Alles verloren.

Die Königin versprach ihr nichts zu sagen, und hielt Wort.

Nachmittags schickte sie alle ihre Hofdamen und die Kammerfrauen fort und behielt nur ihre Tochter allein bei sich.

Da die Chatoulle für diese und die Königin allein zu schwer war, um sie ins Zimmer zu tragen, so mußte

noch ein Mensch ins Geheimniß gezogen werden, das war einer der Kammerdiener der Königin, eine sonst treue Seele, der dabei half.

Wilhelmine untersuchte nun die Siegel und fand, daß es nicht möglich war die Stricke, womit die Kiste umwunden war, zu lösen, ohne das Siegel zu zerbrechen. Dieses Hinderniß machte sie zitternd vor den Folgen. Indeß war das Wappen so einfach, indem es einen Hund mit Waffen umgeben darstellte, daß Wilhelmine hoffte, leicht ein ähnliches aufzufinden. In der That hatte auch der Kammerdiener der Königin ein ganz ähnliches Petschaft. Das Siegel konnte also nur geöffnet und das Vorlegeschloß erbrochen werden und die Briefe lagen offen vor ihren Blicken da.

Der Anblick dieser verhängnißvollen Papiere gewährte der Prinzessin tödtliche Angst. Sie hatte oft heimlich an ihn geschrieben und von ihm Antwort erhalten und, um jede Entdeckung zu verhindern, im Fall die Briefe dem Könige in die Hand fallen sollten, schrieben sie aneinander mit Citronensaft, welche Schrift erst durch Erwärmung sichtbar wird. Die Briefe der Prinzessin enthielten meistens Schmähungen gegen die Ramon und Klagen über ihren Einfluß auf die Königin. Kamen diese Briefe der Königin zu Gesicht, so konnte das für Wilhelmine sehr unangenehme Folgen haben. Eben wollte die Königin nach einem solchen Briefe greifen, als

ihr der Prediger Reinbeck gemeldet wurde. Da sie ihn vor einigen Tagen hatte rufen lassen, so konnte sie jetzt nicht umhin, ihn zu empfangen. Zum Glück war sie über Alles, was vergegangen war, noch so aufgeregt, daß sie beim Weggehen sagte: „Um Gotteswillen verbrenne alle diese verfluchte Papiere.“

Die Prinzessin und ihre Hofmeisterin durchsuchten den Inhalt der Chatoulle weiter und fanden außer diesen Briefen noch zwei Reisepässe eines Franzosen, Namens Ferrand, einen Brief des Kronprinzen an Katte, verschiedene andere, ziemlich gleichgültige Briefe, einen Beutel mit 1000 Louisdors, eine Menge von philosophischen Betrachtungen, die der Kronprinz über die Moral als Geschichte geschrieben hatte, und noch einige andere Kleinodien, sowohl an Geld als Edelsteinen.

Der an Katte gerichtete Brief enthielt im Wesentlichen Folgendes: „Ich reise ab, lieber Katte, und habe meine Maßregeln so gut genommen, daß mir nichts droht. Meine Reise geht durch Leipzig, wo ich mich für einen Marquis d'Ambreville ausgebe. Keith ist schon benachrichtigt und geht geradeweges nach England. Verlieren Sie keine Zeit; denn ich denke Sie in Leipzig zu finden. Adieu! Sein Sie guten Muths.“

Die Prinzessin hielt alle diese Schriften für geeignet, verbrannt zu werden; dann brachte sie und die Königin damit zu, mehrere unverfängliche Briefe von ver-

schiedenem Datum zu schreiben. Aber wie wäre es möglich gewesen, deren 12 bis 1500 herauszubringen, soviel etwa Originalpapiere vorhanden waren? Noch gebrauchte sie die Vorsicht, Papiere von den verschiedenen Jahrgängen, welche das Datum der Briefe bezeichnete, zu nehmen. Das Ganze wurde so zusammen gepreßt, daß die Täuschung vollkommen gelungen zu sein schien. Dem ohnerachtet war die große Kiste so leer, daß schon dieser Umstand sie hätte verrathen müssen. Die Königin kam daher auf die Idee, einen ganzen Kram von diesen und andern Kleinigkeiten hineinzustopfen. Der Prinzessin kam das bedenklich vor. Sie hielt es für sicherer den ganzen leeren Raum mit Briefen wieder auszufüllen, und sie erbot sich bis zur Rückkehr des Königs noch einige hundert Stück zu schreiben. Allein der Königin erschien das zu langweilig. Der Kasten wurde also wieder verschlossen, zugebunden und versiegelt, und Alles so geschickt gemacht, daß man von außen nicht die geringste Verletzung sehen konnte.

Siebentes Capitel.

Aengstlichkeit und Ungewißheit. — Fluchtversuch des Kronprinzen. — Reise. — Umgebungen des Prinzen. — Sein Kammerdiener Werner. — Wißbegierde des Kronprinzen. — Versuch in Anspach. — Brief an Katte. — Unvorsichtige Adresse und Folgen. — Der rothe Surtoutrock. — Nachtquartier in Steinfurth. — Verabredung mit dem Pagen Keith. — Dessen Fehlgriff. — Nächtliche Scene in der Scheune. — Auf dem Pferdemarkt. — Ueberraschung. — Zurückführung des Kronprinzen. — Abreise. — Ankunft in Mannheim. — Neue Entdeckungen. — Strenge Ordre: „Lebend oder todt!"

1.

Mit unbeschreiblicher Aengstlichkeit wurde die Rückkehr des Königs von seiner Reise erwartet. Diese erfolgte am 27. August, Abends sieben Uhr, nachdem seine Dienerschaft schon eine Weile vor ihm eingetroffen war.

Vergebens erkundigte sich die Königin, sowie die Prinzessin mit ihren Umgebungen nach dem Kronprinzen, der nicht mit gekommen war. Niemand im Gefolge des Königs konnte oder wollte sagen, wo er sich befand.

Ehe wir mittheilen, wie furchtbar der zurückgekehrte

König seinen Zorn ausließ, und was mit der der Königin zugestellten Chatoulle geschah, haben wir einen, durch Zusammenstellung aller Quellen, möglichst vollständigen Bericht über seinen Fluchtversuch zu geben.

Wie schon erwähnt, hatte der König mit dem Kronprinzen, am 15. Juli 1730, mit einem kleinen Gefolge Potsdam verlassen und nahm seinen Weg über Leipzig, Meußelwitz, dem Gute des Herrn von Seckendorf, der sich ihm hier anschloß, Altenburg, Coburg, Bamberg, Nürnberg und Anspach, wo er am 21. eintraf und bei dem Markgrafen einen Tag verweilte.

Es ist bekannt, daß der Prinz sich vorgenommen hatte, um jeden Preis auf dieser Reise durch die Flucht sich dem väterlichen strengen Regiment zu entziehen, daß aber der König schon Verdacht geschöpft hatte und den Kronprinzen auf das Schärfste beobachten ließ, weshalb seine Begleiter, der Obristlieutenant von Rochow und die beiden Vertrauten des Königs, von Buddenbrock und von Waldow, mit ihm in einem Wagen fahren mußten und die geschärfteste Instruction erhalten hatten, daß wenigstens einer von ihnen seine Person keinen Augenblick, weder bei Tag noch bei Nacht aus den Augen verlieren sollte.

Dazu kam noch der ungünstige Umstand für den Prinzen, daß eigentlich in der ganzen Reisegesellschaft sich Niemand befand, dem er vertrauen konnte; weil Katte

keinen Urlaub erhalten hatte, und der ihm innigst befreundete frühere Page Keith, wegen seiner dem Könige hinterbrachten zu großen Vertraulichkeit zu dem Kronprinzen, vor zwei Jahren als Lieutenant nach Wesel versetzt war.

Schon damals entwickelte der Kronprinz jene entschlossene Thatkraft und beharrliche Verfolgung eines einmal gefaßten Plans, von dem er sich durch kein Hinderniß abschrecken ließ, also Eigenschaften, die ihn später als König so groß und so siegreich in seinen Erfolgen gemacht hatten.

So sah er sich denn genöthigt den Beistand eines jüngern Bruders seines Vertrauten, des jetzigen Lieutenant Keith, den an dessen Stelle bei dem Könige eingetretenen Pagen Keith, wenn auch nicht in das Geheimniß zu ziehen, doch seinen Beistand für seine Zwecke in Anspruch zu nehmen.

Unter seiner Dienerschaft hatte er Niemanden, dem er glaubte einigermaßen trauen zu dürfen, als seinen Kammerdiener Namens Werner. Dieser war ein gebildeter junger Mensch, den er immer wohl hatte leiden können, der alle seine Leibesübungen und sogar seine Studien mit ihm gemacht hatte. Er hatte Verstand und war dem Prinzen früher immer treu und ergeben gewesen, so daß derselbe niemals den geringsten Verdacht gegen ihn geschöpft hatte. Unglücklicherweise verliebte sich aber die-

ser junge Mann in eine schöne junge Kammerfrau der Königin, die eine geschworne Feindin der Ramon war. Eines Tages warf er sich dem Kronprinzen zu Füßen, gestand ihm seine Liebe und flehte um die Gnade, den Gegenstand seiner Flamme heirathen zu dürfen. Prinz Friedrich war sonst aus Grundsatz gegen die Verheirathung seiner Diener, und gestattete auch später als König eine solche Verheirathung nur in den seltensten Fällen; aber gerade diesem Diener war er so gewogen, daß er ihm erlaubte, die Kammerfrau zu heirathen.

Seitdem schien Werner seine Dienstbeflissenheit für den Prinzen nur zu verdoppeln. Wie konnte die edle, echt königliche Gesinnung des Kronprinzen an der Treue eines Menschen zweifeln, den er glücklich gemacht hatte? Der Prinz wußte gar wohl, daß auch er von Creaturen Grumbkow's und Seckendorf's umstellt war, die im österreichischen Solde standen und jede seiner Handlungen an diese Partei verriethen, doch auf die Treue seines Werner würde er Häuser gebaut haben. Aber er ahnte im entferntesten nicht, wie auch jener undankbare Mensch ihn verrieth.

Kaum war die Verbindung geschlossen, so schmiegte sich die schlaue und gewandte Ramon an die junge Frau des prinzlichen Kammerdieners. Sie sagte ihr so viel Schmeichelhaftes, Liebes und Schönes, daß sie erst die Zuneigung der arglosen Frau gewann; alsdann rückte

sie mit ihrem Antrage heraus, daß sie ihr Glück machen wolle, wenn sie sich anheischig machen würde, ihren Mann zu bewegen, Alles zu verrathen und ihr mitzutheilen, was der Prinz nur immer thun und lassen, reden und schreiben würde. Das gelang ihr leider nur zu gut, und so wurde denn der undankbare Mensch einer der gefährlichsten Spione in den Umgebungen des Kronprinzen, der denn auch gerade bei dem Fluchtversuch seine schändliche Rolle spielte, während der Prinz, von seiner Heuchelei getäuscht, ihm immer noch vertraute.

Man schrieb es der Wißbegierde des Prinzen zu, daß derselbe in Leipzig verschiedene Landkarten kaufte, besonders von rheinischen Gegenden und den anstoßenden Ländern, und diese auf das Eifrigste studirte, auch daß er von dem General-Adjutanten, Obrist von Köcher, der als Reisemarschall des Königs fungirte, immer zum Voraus wissen wollte, wie der König allzeit seine Reiseroute einrichten lassen und wo er jedesmal übernachten würde.

Kurz vorher, ehe der König mit dem Kronprinzen in Anspach ankam, erhielt der Letztere durch eine Staffette, die ihm von Katte's Bruder, dem Rittmeister Katte, der in Erlangen auf Werbung stand, geschickt wurde, den schon erwähnten Brief, worin ihm Katte dringend rieth, seine Flucht bis Wesel aufzuschieben, da er noch keinen Urlaub habe erhalten können.

Nichts aber konnte den Kronprinzen von seinem einmal gefaßten Vorsatz, sobald als möglich zu entfliehen, abbringen.

Kaum war der Prinz in Anspach angekommen, so beschwerte er sich bitter bei seinem Schwager, dem Markgrafen, über die harte Behandlung, die er vom Könige zu erdulden habe. Das Schlimmste und Unerträglichste sei, setzte er hinzu, daß sich solche väterliche Mißhandlungen nicht blos auf den engern Familienkreis beschränkten, sondern daß er auch öffentlich beschimpft werde. Er erzählte ihm einzelne Vorfälle und namentlich die öfter wiederholte Aeußerung des Königs: „Hätte mein Vater mir begegnet, wie Dir, so wäre ich tausendmal davon gelaufen; aber Du hast keinen Muth; Du bist nichts, als ein feiger Schurke.“

Der Markgraf, der den König sehr fürchtete und schon von Berlin aus von dem allgemein bekannten Geheimniß, daß der Kronprinz beabsichtige, auf dieser Reise zu entfliehen, Kunde empfangen hatte, war sehr zurückhaltend mit seinen Aeußerungen des Mißfallens.

„Im Grunde,“ fuhr der Kronprinz wie im scherzenden Tone fort, „was wäre es denn auch weiter? Mein Vater hat mich ja gewissermaßen öffentlich aufgefordert, diesen Schritt zu wagen; was kann ein gehorsamer Sohn Besseres thun, als dem Beispiel seines glorreichen Herrn Vaters folgen, und ist es nicht be-

kannt, daß Friedrich Wilhelm I. schon als Kronprinz seinem Herrn Vater, dem Könige Friedrich I. desertirt war? Unmöglich kann der König es ungnädig aufnehmen, wenn ich seinem Beispiel und seiner Aufforderung nachkomme. Die einmal vollbrachte That wird er anerkennen müssen, und dann giebt es ja auch kein anderes Mittel, mich vor einer öffentlichen Beschimpfung zu retten, die sich mit meinem Selbstgefühl als Mensch, meiner Ehre als Officier nicht verträgt, und worüber ich noch dereinst als König erröthen müßte."

So suchte der Kronprinz sich selbst durch Sophismen über die möglichen Folgen seines Schritts zu täuschen, obgleich er recht gut wußte, daß der König darüber unversöhnlich aufgebracht sein würde.

Der Markgraf gerieth in die äußerste Verlegenheit. Er schwieg und zuckte mit den Achseln.

Prinz Friedrich war davon betroffen. Er erkannte, daß er in seinem Vertrauen, hingerissen von einer Idee, die ihn Tag und Nacht beschäftigte, zu weit gegangen war. Und nun suchte er wieder einzulenken, indem er sagte: „Uebrigens, wenn ich es so recht bedenke, sind es Grillen. Um mich ihrer zu entschlagen, möchte ich einen Spazierritt machen, mich in der Gegend umzusehen, und da ich gewohnt bin, nur gute Pferde zu reiten, so möchte ich Ew. Liebden bitten, mir eines Ihrer besten Pferde aus Ihrem Marstall zu geben, hö-

ren Sie, Liebden, wenn ich sage: das beste Pferd, so meine ich das schnellste, ich reite gern rasch."

Der Markgraf merkte natürlich sogleich, worauf es abgesehen war; doch wollte er es auch mit dem künftigen Beherrscher eines so mächtigen Staats nicht verderben, noch weniger aber wagte er die Möglichkeit zur Flucht zu gewähren, aus Furcht, an seinem cholerischen Herrn Schwiegervater einen schlimmen Gast zu haben. Zum Glück hatte dieser erklärt, daß er am folgenden Tage seine Reise weiter fortsetzen würde, und so kam es denn jetzt nur darauf an, den Kronprinzen unter mancherlei Vorwänden hinzuhalten, bis es zu spät war zu einem Spazierritt, und während er diesem immer die Benutzung aller seiner Pferde aus dem Marstall zusagte, wußte er den Ritt unter hundert verschiedenen Vorwänden so lange zu verzögern, bis endlich am Abend der Kronprinz erkannte, daß sein Schwager absichtlich gezögert habe, um seine Flucht zu vereiteln.

Da nun der Prinz sah, daß die Ausführung seiner Flucht von Anspach aus unmöglich sein würde, veränderte er seinen Plan und schrieb noch spät Abends an Katte:

„In zwei Tagen bin ich frei; ich habe Geld, Kleider, Pferde; meine Flucht wird unfehlbar gelingen, und sollte ich verfolgt werden, so will ich in einem Kloster mir eine Freistatt suchen, wo man unter Scapulier und

Kutte den armen Ketzer nicht herausfinden soll. Du wirst mir sogleich nachfolgen mit dem, was ich Dir anvertraut habe, und wenn wir uns auch erst jenseits des Meeres wiederfinden. Nimm Deinen Weg über Leipzig nach Holland; dort wirst Du von mir hören.

Friedrich."

Da der Prinz in jedem Augenblick fürchten mußte, überrascht zu werden, so war er im höchsten Grade eilig mit Versiegeln und Adressiren dieses Briefs. So lautete denn die Aufschrift: „An den Lieutenant von Katte. Ueber Nürnberg." In der Eile und Zerstreuung hatte er vergessen hinzuzusetzen, in Berlin. Um recht vorsichtig zu gehen, brachte dieser Prinz, in einen Mantel gehüllt, unerkannt, den Brief selbst auf die Post.

Katte aber hat denselben nie erhalten, vielmehr wurde er auf der Weiterreise des Königs in Frankfurt a. M. in die Hände desselben ausgeliefert.

Und das war die Folge seiner Uebereilung. Der Postmeister in Nürnberg, der keinen Bestimmungsort auf der Adresse angegeben fand, erinnerte sich, daß ein preußischer Officier von Katte sich in Erlangen auf Werbung befand. Er sandte also den Brief an diesen, der in das Geheimniß nicht eingeweiht war und natürlich sehr erstaunte, aus dem Inhalt des Briefes zum ersten Male etwas Bestimmtes über den Fluchtplan des Prinzen zu erfahren. Er war ein zu loyaler Officier, um nur

einen Augenblick seine Pflicht zu verkennen; auch erkannte er sogleich die große Gefahr, die für seine eigene Person daraus entstehen würde, wenn er die Hand dazu bieten würde, eine solche Flucht zu befördern. Er beeilte sich daher, dem Könige diesen Brief per Estafette zu übersenden.

Doch ehe der König diesen Brief erhielt, waren noch andere Ereignisse eingetreten, die zu der schrecklichen Katastrophe führten.

2.

Die weitere Reise des Königs ging über Ludwigsburg, um dem Herzoge von Würtemberg einen Besuch zu machen, Heidelberg und Mannheim, nach Frankfurt am Main.

In Ludwigsburg trug der Kronprinz, immer noch mit seinem Fluchtplan beschäftigt, noch spät Abends sein rothes Tuch zu einem Schneider, den er durch reiche Geschenke bewog, ihm noch in der Nacht einen französischen Surtout-Rock daraus zu machen.

Als der König mit seinem Gefolge nach Mannheim kam, fand der Prinz Gelegenheit, mit dem Pagen Keith im Geheim und mit Anempfehlung der größten Verschwiegenheit den Auftrag zu geben, ihm, im Fall der König, wie verlautete, im Dorfe Sinzheim übernachten würde, in der Nacht Postpferde zum Reiten zu bestellen.

Da der junge Mensch ein wenig beschränkt vom Verstande war, so wollte ihm der Kronprinz seine Absicht, über den Rhein nach Speier zu gehen, nicht anvertrauen; er sagte ihm lachend, daß er auf ein nahes Dorf zu einem galanten Abenteuer ausreiten wolle.

Wäre der König an diesem Tage bis dahin gekommen, so hätte die Flucht leicht gelingen können; aber ein Zufall hatte veranlaßt, daß der König bis Steinsfurth, zwei Stunden von Sinzheim, kam und dort übernachten mußte.

Da der König in der mit Tabaksqualm zum Ersticken angefüllten Gaststube des Bauernkrugs nicht bleiben wollte, so ließ er sich in einer nahen Scheune ein Strohlager mit darüber gelegten Bettstücken zurechtmachen. Der Kronprinz erhielt sein Quartier in einer gegenüber liegenden Scheune, wo er mit seinem Kammerdiener und Herrn von Rochow übernachten sollte, und der General Buddenbrock und Obrist von Waldow waren in einer dritten Scheune untergebracht. Ehe der König sich zur Ruhe legte, empfahl er den drei zuletzt genannten Officieren bei Leib und Leben, auf die Person des Kronprinzen Acht zu haben. Herr von Rochow, der diese Nacht die Wache bei dem Prinzen hatte, sagte zu dessen Kammerdiener: „Höre Er, Werner, ich bin verteufelt marode; bei Tage will ich schon den Prinzen wohl be-

wachen; aber Nachts darf Er kein Auge zuthun. Er muß mir für ihn repondiren."

„Seien Excellenz nur außer Sorgen," entgegnete der Kammerdiener, „indeß werde ich mich doch zum Schein niederlegen; aber mein Ehrenwort darauf: ich bleibe wach wie ein Spitzhund."

Am Abend suchte der Kronprinz den jungen Pagen Keith auf und sagte zu ihm: „Nun, ich denke, im nächsten Dorfe wird es auch wohl hübsche Bauermädchen geben. Du kannst mit mir reiten, aber besorge um 4 Uhr Pferde zum Spazierritt. Wir wollen uns einen köstlichen Spaß machen. Um 3 Uhr weckst Du mich; aber ganz leise, daß keiner von den Andern aufwacht, und auf dem Dorfplatz werde ich Dich und die Pferde erwarten."

Der junge Page hatte einen heiligen Respect vor den Befehlen des Kronprinzen. Er hatte auch wohl Ursache an die Wahrheit der Absicht eines galanten Abenteuers zu glauben, da ihm nicht unbekannt war, daß sein Bruder dem Prinzen in solchen Fällen manchen Dienst geleistet hatte. Er trug daher kein Bedenken, die Pferde heimlich zu bestellen, was um so leichter sich thun ließ, als im Dorfe gerade Pferdemarkt war.

Der junge Mensch, der gewohnt war, dem Könige auf Reisen und auf der Jagd zu Pferde zu folgen, bestellte die Pferde und schlich sich dann um 3 Uhr Mor-

gens in die Scheune, wo eine trübe Hornlaterne ein so dunkles Licht auf die Schläfer warf, daß der Page sich irrte und statt des Kronprinzen, dessen Kammerdiener, der trotz der angelobten Wachsamkeit doch fest eingeschlafen war, weckte.

Dieser schöpfte sogleich Verdacht und hatte indeß Geistesgegenwart genug, zu thun, als ob er noch nicht vollständig erwacht sei. Er gähnte auf, rieb sich die Augen und legte sich auf das andere Ohr; aber er behielt seine Augen offen, um Alles beobachten zu können, was jetzt vorgehen werde.

So sah er denn, daß der Page mit Schrecken seinen Irrthum bemerkte, und als er aus den tiefen Athemzügen des absichtlich sich schlafend stellenden Kammerdieners abzunehmen glaubte, daß dieser wieder eingeschlafen sei, näherte er sich leise dem Lager des Kronprinzen, der indeß schon wachte.

Flüsternd sagte ihm dieser, es sei die höchste Zeit die Pferde vorzuführen; jenseits des königlichen Wagens würde er ihn erwarten. Behende und leise schlich sich der Page davon, um den prinzlichen Auftrag auszuführen. Er war für diesen Zweck reichlich mit Geld versehen worden.

Als der Kronprinz sich allein sah, horchte er auf die tiefen Athemzüge seiner Begleiter. Er zweifelte nicht,

daß beide wirklich schliefen; doch das war nur bei Herrn von Rochow der Fall; der Kammerdiener blinzelte zwischen den halb geschlossenen Augen durch und beobachtete genau jede Bewegung des Kronprinzen.

So war denn der große Augenblick gekommen, der ihn für immer befreien sollte von der harten, für einen jungen Mann von Ehrgefühl unerträglichen Behandlung seines autokratischen Vaters. — Sein Herz klopfte hörbar. Wird die That gelingen? fragte er sich selbst. — Sie muß gelingen, war die stille Antwort, die er sich gab, die Gelegenheit ist günstig, Alles schläft, die Rheingrenze nahe, wer wird in meiner Kleidung den Kronprinzen von Preußen erkennen? — Damit zog er ein Packet mit Kleidungsstücken unter seinem Kopfkissen hervor und bekleidete sich statt der Uniform mit dem grauen mit Silber bordirten französischen Kleide und zog darüber den rothen französischen Roquelaure an und setzte den kleinen dreieckigen Tressenhut auf, wie ihn damals die Cavaliere des pariser Hofes trugen. Seinen Officierdegen ließ er zurück, um dadurch nicht verrathen zu werden. So in aller Eile und Stille in einen französischen Marquis metamorphosirt, verließ er vorsichtig und eiligst die Scheune.

Erst draußen athmete er wieder freier. Noch war die Sonne nicht aufgegangen; aber im Osten graute schon der Morgen, der über den Saum des in weiter

Nebelferne liegenden Horizonts den ersten röthlichen Lichtstreif gezogen hatte.

Noch war der Page mit den Pferden nicht da. In peinlicher Unruhe zählte der Prinz jede Minute, die ihm lang wie eine Stunde erschien. Jeder Augenblick konnte Verrath bringen, der König hatte befohlen, früh aufzubrechen. Wenn des Königs Leute erwachten? Was dann? Er mochte den schrecklichen Gedanken an eine Hinderung der Flucht nicht ausdenken. Mit scharfem Ohr horchte er auf jedes Geräusch, endlich, Gott sei gedankt! Pferdegetrappel in der Ferne, das aber rasch auf der Dorfstraße näher kam.

Er war es, der Page mit den Pferden, er sah schon in der Morgendämmerung die Schatten des sich nähernden Reiters mit dem Handpferde. Mit größerem Jubel der Seele hat noch nie ein Seefahrer, der dem Sturm und dem Hungertode entrann: „Land, Land!“ gerufen, als Prinz Friedrich im Herzen jubelte: „Rettung, Rettung!“

Aber auch von der andern Seite her hörte der Prinz das Knarren der Scheunenthüren, das Nahen von Menschen, die halblaut mit einander sprachen. Er verstand deutlich die Worte: „Wo ist er?“ „fort zum Teufel!“ An jeder Secunde hing sein Leben; aber der Prinz verlor seine Geistesgegenwart nicht.

Kaum hatte er die Scheune verlassen gehabt, so

weckte der verrätherische Kammerdiener Herrn von Rochow und erzählte ihm eiligst den Vorfall, wobei er auf eine Belobung seiner Geistesgegenwart zu rechnen schien, daß er sich schlafend gestellt, um Seine Hoheit auf frischer That ertappen zu können; das sei nun geschehen, denn er habe französische Kleidung angezogen, worin er doch auf der Reise unmöglich vor dem Könige erscheinen dürfe, also sei es klar, daß er habe desertiren wollen.

„Das danke Ihm der Teufel!“ rief Rochow, „daß er mit seiner verdammten Klugheit nicht lieber versucht hat, dem Prinzen jede Flucht unmöglich zu machen. Ist er fort, so kostet das mir und Ihm Kopf und Kragen. Eilen wir, die Andern zu wecken, um noch zu retten, was zu retten ist.“

Kaum halb angekleidet eilten sie in die andere Scheune, und weckten die diensteifrigen Begleiter des Kronprinzen und Vertrauten des Königs, von Buddenbrock und von Waldow, denen sie in geflügelter Eile mittheilten, was vorgefallen war.

Auch der General von Derchow war zugegen, ein höchst malitiöser Mensch, der die Verdienste eines Satan hatte, und zudem ein geschworner Feind des Kronprinzen und serviler Diener des Königs war.

Dieser stellte sich an die Spitze der Verfolger des Kronprinzen.

Nachdem sie in ihrer Angst halb angekleidet das

ganze Dorf durchsucht hatten, fanden sie ihn endlich auf dem Dorfplatz vor der Schenke, wo an diesem Tage Pferdemarkt gehalten werden sollte, wozu schon viele Koppelpferde geführt wurden, an den Wagen des Königs angelehnt.

Seine französische Kleidung befremdete sie. Anfangs fragten sie den Kronprinzen ehrerbietig, was er da mache?

Der Kronprinz war durch diese Ueberraschung so in Wuth und Verzweiflung gesetzt, daß er sich vielleicht zum Aeußersten hätte hinreißen lassen, wenn es ihm nicht an Waffen gefehlt hätte. Doch faßte er sich und antwortete sehr rauh: „Der König hat befohlen, daß früh aufgebrochen werden solle und ich vollziehe nur seinen Befehl, mich zeitig bereit zu halten.“

„Gnädigster Herr,“ sprach darauf der Obrist von Rochow, „der König ist aufgewacht und will in einer halben Stunde abreisen; verändern Sie sich.“

„Das beliebt mir nicht,“ antwortete der Kronprinz, „ich will noch ein wenig spazieren gehen und werde schon zurückkehren, ehe der König abreist.“

Das gab zu einer lebhaften und dringenden Gegenvorstellung von Seiten der vier Officiere, die den Kronprinzen verfolgt hatten, Veranlassung. Noch stritten sie mit ihm darüber, als endlich Keith mit den Pferden ankam.

Sitze ich erst im Sattel, dachte der Prinz, dann soll keiner mich halten, und mit der ihm eigenen Gewandtheit machte er den Versuch, sich aufs Pferd zu schwingen. Doch die vier Herren fielen dem Pferde in die Zügel, umringten den Prinzen so, daß er nicht ausweichen konnte und führten ihn halb mit Gewalt, halb mit dringender Ueberredung zurück in die Scheune, wo sie ihn zwangen, seine Uniform wieder anzuziehen.

Der Prinz war wie ein Rasender; er mußte sich aber doch fügen, da er wohl einsehen konnte, daß längerer Widerstand doch vergebens sein und seine Sache nur noch schlimmer machen würde. Der Kronprinz ließ sich nun desto eher bewegen nachzugeben, da ihm die Herren auf Ehrenwort versicherten, sie würden dem Könige von diesem Fluchtversuch nichts sagen, wenn er nur selbst dazu beitragen wolle, jede Spur davon zu beseitigen.

Während noch bei schon völliger Tageshelle über diesen Gegenstand in der Scheune verhandelt wurde und der Kronprinz eiligst seine Uniform anzog und die französische Kleidung, um bei einer günstigeren Gelegenheit benutzt zu werden, unter seinem Gepäck verbarg, kam ein Befehl vom Könige an Herrn von Rochow, sogleich vor ihm mit dem Kronprinzen nach Mannheim abzureisen.

Das geschah denn auch. Prinz Friedrich immer

noch über Fluchtpläne brütend, saß meistens im finstern Schweigen mit seinen drei Reisebegleitern, die jede seiner Bewegungen beobachteten, in dem von sechs Postpferden gezogenen Wagen. Daß jetzt keine Möglichkeit zu entkommen war, mußte er wohl einsehen. Er gab sich daher den Anschein des Sorglosen, pfiff und trällerte ein Liedchen in der Absicht, seine Begleiter sicher zu machen, was ihm freilich nicht gelang.

Der König war eine Stunde nach ihm abgereist. Als er aber in Mannheim ankam, war der Kronprinz noch nicht da.

Der König gerieth darüber in die äußerste Unruhe. Da er die Absicht seines Sohnes zu entfliehen, kannte, so fürchtete er, daß derselbe dazu unterweges Gelegenheit gefunden haben könnte. Er schickte daher dem Kronprinzen auf der Route nach Heidelberg einen Stallmeister des Kurfürsten entgegen, und dieser brachte denn endlich den Prinzen mit seinen Begleitern nach Mannheim. Durch Umwege und minder rasches Fahren, als der König gewohnt war, hatte die Reise des Kronprinzen eine Verzögerung erfahren.

Der König war darüber, daß seine Besorgniß vergebens gewesen, in die beste Laune versetzt. Die Reisebegleiter des Kronprinzen hatten ihr Wort gehalten und geschwiegen über den Vorfall dieses Morgens, wohl weniger um den Kronprinzen zu schonen, als weil sie selbst

große Verantwortung fühlten, daß sie es nur so weit hatten kommen lassen, was bei pflichtmäßiger Wachsamkeit gar nicht möglich gewesen sei. Wäre Keith nur eine Minute früher mit den Pferden herangeritten, so würde der Kronprinz auf und davon geritten gewesen sein, ehe sie herankamen.

Als der Kronprinz in Mannheim angekommen war, mußte er den König begleiten. Dieser besichtigte mit ihm die Merkwürdigkeiten der Stadt, und da es Tages darauf Sonntag war, so ging der König mit seinem Fritz in die Kirche, wobei er ungewöhnlich freundlich mit ihm war, weil er nicht die mindeste Ahnung davon hatte, was vorgefallen war.

Dort in der Kirche hinter dem Rücken des Königs benutzte der Kronprinz wieder die Gelegenheit, mit dem im Königlichen Gefolge anwesenden Pagen Keith im Geheim zu sprechen. Er ließ jetzt schon deutlicher seine Absicht, davon zu gehen, merken und sagte: „Im nächsten Nachtquartier verschaffe Du mir nur Pferde; wir wollen es dann vorsichtiger anfangen, und wenn es gelingt, soll es Dein Schaden nicht sein; ich sorge für Deine Zukunft.“ — Der Page antwortete nicht, hinzutretende Personen würden auch eine Antwort gehindert haben, und Prinz Friedrich war zu sehr mit dem Gedanken an den Fluchtversuch beschäftigt, um nur zu be=

merken, wie er sich bei diesem Antrage verfärbte, und daß er aus Betroffenheit keines Wortes mächtig war.

Der Page, der jetzt erst die ganze ungeheure Verantwortlichkeit einsah, der er sich aussetzen würde, wenn er zu der Flucht des Kronprinzen mitwirkte, befand sich in einer grenzenlosen Unruhe. Er konnte kaum die Zeit erwarten, bis der König aus der Kirche in das Schloß zurückkehrte. Sobald das geschehen war, hatte er nichts Eiligeres zu thun, als sich dem Könige zu Füßen zu werfen und mit Thränen der Reue im Auge den Vorfall vom vorigen Morgen und seine Betheiligung dabei zu bekennen.

Der König nahm dieses Bekenntniß sehr gnädig auf, ließ sich indeß gegen den Kronprinzen noch nicht das Mindeste merken, daß er von seinem Fluchtversuch unterrichtet war. Aber es kam noch ein Umstand hinzu, der den König bedenklich machte. Man sagte ihm, daß der Intendant, der Commandant und einige andere französische Officiere aus Straßburg in Mannheim angekommen wären. Der König muthmaßte, daß diese absichtlich gekommen wären, um die Flucht des Kronprinzen zu fördern und ließ sogleich dessen Begleiter Rochow und und Waldow rufen und theilte ihnen mit, was ihm Keith gesagt hatte.

„Hier aber im Schlosse des Kurfürsten," fuhr er fort, „ist nicht Zeit und Ort weiter davon zu reden.

Wir wollen warten, bis wir wieder auf preußischen Boden kommen, wo ich Herr und Gebieter über Leben und Tod bin. Ihr aber, Rochow, steht mir mit Eurem Kopfe dafür, daß wir den Prinzen nach Wesel bringen, lebend oder todt, das gilt mir ganz gleich; hört Ihr: lebend oder todt!"

Aus dieser Aeußerung des Königs, die mit furchtbarem Ernst gesprochen war, ließ sich schon erkennen, daß der König es bis zur äußersten Strenge des Kriegsrechts treiben würde. In der That konnte sein soldatischer Geist in dem Attentat des Kronprinzen auch nichts Anderes erkennen, als das Verbrechen einer militärischen Desertion, welche nach preußischem Kriegsrecht mit Todesstrafe bedroht war.

Rochow antwortete befriedigend für den König. Er entgegnete: „Haben Ihre Majestät keine Sorge; ich hafte mit meinem Kopfe für ihn. Auf erprobte Diener, wie ich einer bin, können sich Ihre Majestät verlassen, wie auf sich selbst; eben so auf die Andern, die den Kronprinzen umgeben."

„Gut," rief ihm der König noch zu, indem er sich zurückzog, „also noch einmal: lebend oder todt!"

„Lebend oder todt!" sprach der Obrist feierlich, indem er wie zum Schwur seine Hand auf den Stern des schwarzen Adlerordens legte, unter welchem ein so schwarzes Herz schlug.

So in dieser Spannung aller Verhältnisse ging die Reise weiter über Darmstadt nach Frankfurt a. M.

Der Kronprinz war voll sanguinischer Hoffnung, und seine lebhafte Phantasie gaukelte ihm die reizendsten Bilder vor, von seiner endlichen Erlösung aus der väterlichen Tyrannei. Er ahnete nicht das Mindeste davon, daß das Gewitter über seinem Haupte schon zusammengezogen war, 'und obgleich er außer Keith Niemandem von seiner Umgebung vertraute, so konnte er doch nicht glauben, daß er nur von Verräthern und Feinden umgeben war. Nie hat eine hochherzige und edle Seele, wie die seinige, entsetzlichere Täuschungen erfahren.

In Darmstadt kam der König Sonntag Abends, am 7. August an. Hier war es, wo er den Kronprinzen nach jenem Fluchtversuch, den ihm der Page Keith verrathen hatte, zum ersten Male wieder sah. Noch vermochte er es über sich, seinen Zorn zu bemeistern. Er sagte zu ihm nur mit verbissenem Groll: „Ich wundere mich, Dich hier zu sehen; ich glaubte Dich schon in Paris."

Da erkannte der Kronprinz, daß er verrathen war; doch entgegnete er mit Fassung: „Wenn ich gewollt hätte, wäre ich schon in Frankreich."

Der König wendete sich von ihm ab, und nachdem der Kronprinz entlassen war, gab er den Begleitern desselben, Rochow, Buddenbrock und Waldow den Be-

fehl, ihn, sobald man auf Frankfurter Gebiet ankommen würde, zu arretiren, aber nicht in die Stadt zu lassen, sondern auf das Rheinschiff zu bringen, worauf der König mit seinem Gefolge nach Wesel fahren wollte.

Vielleicht hätte diese beklagenswerthe Angelegenheit, die der König so ernst und strenge nahm, noch eine mildere Wendung genommen, wenn nicht zwei neue Entdeckungen, die ihm in Frankfurt zugingen, seine Wuth aufs Neue und auf das Aeußerste gereizt hätten.

In Frankfurt, wo der König am 8. August Abends eintraf, erwartete ihn schon ein Courrier, der ihm von Nürnberg über Anspach nachgesendet worden war. Dieser überbrachte ihm den schon früher mitgetheilten Brief des Kronprinzen, der in Folge einer Unvorsichtigkeit beim Adressiren, statt nach Berlin, in die Hände des Rittmeisters von Katte, der in Erlangen auf Werbung lag, gekommen war. Dieser loyale Officier hatte kaum aus dem Inhalt des Briefes ersehen, daß der Kronprinz im vollen Ernst Fluchtpläne gefaßt hatte, als er auch schon sich beeilte, den König davon in Kenntniß zu setzen.

Zudem ging ihm noch am folgenden Morgen vor der Weiterreise auf dem Rhein die Nachricht zu, die ganz geeignet war, seinen Jähzorn noch höher zu steigern. Man hinterbrachte ihm, daß der Lieutenant von Katte von Berlin ab einen Diener auf der Post dem Kronprinzen nachgeschickt habe, der den Weg über Erlangen

nach Nürnberg genommen und dem Kronprinzen einen geheimnißvollen Brief, in Beziehung auf eine mit Katte verabredete Flucht, überbracht habe. Diese Mittheilung erfolgte unglücklicher Weise gerade am andern Morgen kurz vor dem Einsteigen des Königs in das Schiff und steigerte seinen Aerger bis zur höchsten Wuth.

Achtes Capitel.

Entsetzliche Scene auf dem Schiff. — Vermittlung durch den österreichischen Gesandten. — Der König spricht den Kronprinzen in Wesel.

1.

Kaum hatte der König am Bord des Schiffs seinen Sohn, den Kronprinzen, erblickt, so ging er mit aufgehobenem Stock auf ihn los, er schlug aber noch nicht, sondern packte ihn bei der Brust und in die Haare und machte Miene ihn zu erwürgen.

Der General von Waldow fiel dem Könige in die Arme; dieser aber war so in Wuth, daß er seiner selbst nicht mächtig mit dem goldenen Knopf seines Krückstocks dem Kronprinzen so heftig ins Gesicht stieß, daß ihm das Blut aus Mund und Nase quoll.

Da trat der Kronprinz einen Schritt zurück und sprach mit der Würde der Indignation einer auf das Tiefste gekränkten stolzen und edlen Seele die denkwürdigen Worte:

„Jamais visage de Brandenbourg n'a souffert un affront pareil!"

Die Herren von Waldow und von Rochow warfen sich zwischen den König und den Kronprinzen und erhielten von Jenem durch die dringendsten Verstellungen endlich die Erlaubniß, den Kronprinzen auf ein anderes Schiff bringen zu dürfen, um ihn als Gefangenen nach Wesel zu führen. Sie versprachen abermals mit ihren Köpfen für die sichere Verwahrung desselben einstehen zu wollen. Zuvor war ihm der Degen abgenommen.

Auch wurden ihm die Taschen untersucht, ob er Briefe bei sich habe; aber man fand nichts. Die Briefe und Papiere, die den Kronprinzen oder Andere compromittiren konnten, hatte der Prinz schon am Abend vorher ins Wasser geworfen gehabt.

So kam man am Abend auf der Rheinfahrt nach Bonn. Der König in seiner jetzigen unglücklichen Stimmung wünschte dem Besuche am pfälzischen Hofe ausweichen zu können; aber der Kurfürst von der Pfalz und dessen Bruder Theodor standen mit ihrem Hofstaat am Ufer des Rheins, als der König anlandete und empfingen ihn auf das Freundlichste mit der Einladung des hohen Gastes nach dem Schlosse.

Jetzt ließ sich nicht mehr ausweichen; der König machte gute Miene zum bösen Spiel und nahm die Einladung an. Da er aber besorgte, daß der in der nach-

folgenden Rheinjagd befindliche Kronprinz einen neuen Fluchtversuch machen werde, so befahl er ihn, mit möglichster Vermeidung alles Aufsehens, aufs Schloß zu bringen und in ein Zimmer einzuschließen. Zugleich aber gab er in Gegenwart des Kronprinzen den ihn begleitenden Cavalieren die Ordre, daß sie dafür einstehen müßten, ihn lebend oder todt am folgenden Morgen vor der Abfahrt wieder auf das für ihn bestimmte Schiff zu bringen. Diese Reden hörte der Prinz mit völliger Ergebung in sein hartes Schicksal an.

In Bonn fand der österreichische Gesandte, Graf von Seckendorf, Gelegenheit den Kronprinzen in seiner Gefangenschaft allein zu sprechen. Es war sein Wunsch diese schlimme Angelegenheit womöglich wieder beizulegen und den Kronprinzen zu bestimmen, des Königs Gnade in Anspruch zu nehmen.

Diese gute Absicht fand bei dem großen persönlichen Ansehen, das dieser intriguante Minister bei dem Könige genoß, bei den wachhabenden Officieren so viel Anerkennung, daß diese ihm den Eintritt um so weniger versagen zu dürfen glaubten, als ein Befehl, Niemanden zu dem Prinzen zu lassen, noch nicht gegeben war.

Der Kronprinz, der einsah, daß er sich und seine Freunde in einen schlimmen Handel verwickelt hatte, und der wenig Aussicht hatte, weder mit Gewalt noch mit

List seinen Fluchtplan jetzt durchzuführen, erzählte dem Diplomaten offenherzig den ganzen Vorgang.

„Es ist also allerdings wahr,“ setzte er hinzu, „daß ich den festen Entschluß gefaßt hatte zu entfliehen. Wer mag es mir verdenken können, daß ich, als ein Prinz von 18 Jahren, es nicht mehr ertragen konnte, vom Könige, meinem Vater, mit Schlägen tractirt zu werden, wie im sächsischen Lager, sogar vor fremden Officieren geschehen war. So würde ich der strengsten Aufsicht ohnerachtet schon früher entwichen sein, wenn nicht meine Liebe zu der Königin und für meine Schwester Wilhelmine mich zurückgehalten hätte. Es gereuet mich auch durchaus dieser Entschluß gar nicht, und wenn der König nicht unterläßt, mich mit Schlägen zu behandeln, so werde ich mein Vorhaben ganz bestimmt noch ausführen, es koste was es wolle, und wenn es mein Leben kosten sollte. An meinem Leben ist mir wahrlich unter solchen Qualen wenig gelegen. Ich bedauere nur, daß diejenigen Officiere, die von der Sache Wissenschaft hatten, durch mich ins Unglück gestürzt sein werden, da sie selbst keine Schuld haben, sondern nur von mir zur Theilnahme überredet sind. Wenn der König mir Pardon für diese Personen versprechen würde, so bin ich bereit ihm Alles offen und klar zu entdecken; wo nicht, so mag er mir den Kopf abschlagen lassen und ich werde doch Niemanden verrathen.“

„Die Königin und der Obrist von Kalkstein," fuhr er fort, „haben nichts davon gewußt; aber wegen Katte wäre es mir leid; doch hoffe ich, er wird sich zeitig salvirt haben. Ich hatte ihm meine geheimen Briefschaften anvertraut und ihm befohlen, sowie das Geringste entdeckt würde, dieselben zu verbrennen, oder ins Wasser zu werfen. Auch habe ich ihm 1000 Louisd'ors gegeben."

„Nun aber," schloß er, „muß ich Ew. Excellenz bitten, mit dem König von dieser Sache zu sprechen. Sie könnten mir keine größere Freundschaft erweisen, als durch eine solche Vermittelung, und Zeitlebens würde ich Ihnen dafür dankbar sein, wenn Sie mich aus diesem Labyrinth erlösen könnten."

Nachdem nun der österreichische Gesandte auf der am folgenden Tage fortgesetzten Reise in Meurs Gelegenheit gefunden hatte, mit dem Könige zu sprechen, setzte er ihn im Allgemeinen in Kenntniß von der Reue des Kronprinzen und wie derselbe bereit sei ein offenes Bekenntniß abzulegen, um Alles zu entdecken, wenn nur Ihre Majestät geruhen würde, diejenigen zu pardonniren, die von der Sache gewußt hätten.

Der König entgegnete:

„Wenn der Kronprinz offen und ohne Falschheit, woran ich jedoch noch sehr zweifeln muß, Alles entdecken würde, so will ich gegen ihn und diejenigen, welche da-

ran Theil genommen haben, Gnade für Recht ergehen lassen.“

Bei der Ankunft des Königs in Geldern wurde ihm gemeldet, daß der ehemalige Page Keith, welcher, weil er mit dem Kronprinzen in intimen Verhältnissen gestanden hatte, vor ungefähr einem Jahre nach Wesel als Officier versetzt war, von dort bereits vor einigen Tagen desertirt sei. Das galt dem Könige als Beweis, daß derselbe mit in dem Complott wegen der Flucht des Kronprinzen verwickelt gewesen war, und darüber wurde der König aufs Neue so entrüstet, daß er den Kronprinzen mit einem seiner Officiere zum Voraus nach Wesel schickte, mit dem Befehl ihn dort zu erwarten und bei Lebensstrafe den Prinzen Friedrich als Gefangenen sicher zu bewahren.

Da Wesel die erste preußische Stadt war, wohin der König wieder kam, so war mit Recht zu besorgen, daß er dort im Gefühl seinerv ollen Souveränität, und als Herr über Leben und Tod in seinen Landen etwas Hartes gegen den Prinzen im Sinne habe.

Das geschah denn auch. Kaum in Wesel angekommen, wo der Kronprinz als Gefangener schon früher eingetroffen war, ließ ihn der König, der im Commandantenhause abgestiegen war, auf das Strengste bewachen. Er wurde in einem besondern Zimmer eingeschlos=

sen. Zwei Schildwachen mit aufgestecktem Bajonnet standen vor seiner Thür.

Am andern Morgen ließ ihn der König vor sich kommen, in der Hoffnung, daß er mit einem offenen Bekenntniß herausrücken würde. Darüber aber sah er sich getäuscht und es entstand eine furchtbare Scene.

Sobald der Prinz unter strenger Bewachung eingeführt war, fragte er ihn im wüthenden Ton: „Warum hast Du desertiren wollen?"

Der Prinz befand sich in der Entschlossenheit einer verzweiflungsvollen Lage, in welcher seine einzige Genugthuung darin bestand, dem Könige die Wahrheit zu sagen, und so antwortete er furchtlos:

„Weil Sie mich nicht wie Ihren Sohn, sondern wie einen niederträchtigen Sclaven behandelt haben."

„Ihr seid also nichts," fuhr der König ihn an, „als ein feiger Deserteur ohne Ehre?"

„Ich habe ebensoviel Ehre als Sie," sprach der Prinz; „ich that nur was Sie, wie Sie mir mehr als hundertmal selbst gesagt haben, an meinem Platze gethan haben würden."

Durch diesen Vorwurf auf das Aeußerste gebracht, zog der König seinen Degen und würde vielleicht im Jähzorn ein entsetzliches Unglück angerichtet haben, wenn nicht der General Conrad Heinrich von der Mosel (ein geborner Sachse) zugegen gewesen und den Muth gehabt

hätte den Prinzen zu retten. Er warf sich zwischen diesen und den König, und rief dem Letztern zu:

„Sire, durchbohren Sie mich; aber schonen Sie Ihren Sohn!“

Der Wuth des Königs ohnerachtet, von dem sich das Aeußerste erwarten ließ, deckte er den Kronprinzen mit seinem eigenen Körper, so daß der König, während sein Jähzorn sich legte, von seinem Vorhaben ihn zu erstechen abstand. Seit diesem Tage verhinderten die Umgebungen des Königs, einen neuen Ausbruch seiner Wuth fürchtend, auf alle Weise jedes neue Zusammentreffen desselben mit dem Kronprinzen. Man stellte dem Könige vor, er könne ja immer noch als König und Herr über das Leben desselben verfügen, allein das Tödten des Sohnes durch den eigenen Vater sei durch das Christenthum verboten.

Diese Vorstellung machte auf das religiöse Gemüth des Königs den tiefsten Eindruck. Er verlangte nicht wieder ihn zu sehen.

2.

Noch einen Tag blieb der König in Wesel; dann setzte er seine Reise nach Berlin fort.

Zuvor aber hatte er den Obrist Derschau beauftragt, den Kronprinzen über Artikel, die der König selbst aufgesetzt hatte, zu Protokoll zu vernehmen.

Der Kronprinz aber war seit jener entsetzlichen Scene nur noch verschlossener geworden. Er bekannte nichts, als daß es sein Vorhaben gewesen sei, über den Rhein nach Landau zu gehen, sich Niemandem zu erkennen zu geben und sofort über Straßburg nach Paris zu reiten, dann incognito Kriegsdienste anzunehmen und mit dem nächsten Transport von Truppen nach Italien zu gehen, wo er denn die Absicht gehabt habe, sich militärisch auszuzeichnen, in der Hoffnung dadurch die Gnade des Königs wieder zu gewinnen.

Auf die Frage, wo er das Geld, das er an Katte in Verwahrung gegeben, hergenommen habe? wollte er nicht gestehen, daß und von wem es ihm geliehen sei; er sagte nur, daß er von dem polnischen Orden, den er vor zwei Jahren von dem Könige von Polen verliehen erhalten, die größern Diamanten verkauft und durch unechte Steine dieselben habe ersetzen lassen. Am meisten aber zeigte er sich bekümmert, daß man Katte und Keith attrapiren möge.

Man hat erst später erfahren, daß Keith seinen Weg auf Nymwegen genommen hatte. Von Seiten des Königs wurde ihm der Obrist Du-Moulin nachgeschickt, um seine Auslieferung zu bewirken. Im Haag hatte der Lieutenant Keith bei dem früher als holländischer Gesandte in Berlin gestanden habenden General Keppel gespeiset. Dort aber erfuhr er, daß ihm der Obrist Du-

Moulin nachgesendet war, um seine Auslieferung zu bewirken, und deshalb begab er sich eiligst unter den Schutz des englischen Gesandten Chesterfield, bei dem er mit Bereitwilligkeit ein Asyl fand.

Indeß hatte schon der preußische Gesandte im Haag, in Folge eines erhaltenen Königlichen Befehls, bei dem Rathspensionär Slingeland auf Arretirung und Auslieferung des preußischen Deserteurs, Lieutenant von Keith, dringend angetragen; allein man gab ihm von Seiten der niederländischen Regierung die Antwort, daß man sich dazu nicht für berechtigt halte, weil zwischen Holland und Preußen, wegen Auslieferung der Deserteurs kein Cartel bestehe.

Indeß sobald der Gesandte dem Rathspensionär, der eine hohe Justizstelle bekleidete, im Geheim die eigentlichen Verhältnisse entdeckte, erklärte derselbe sich bereit den Keith arretiren zu lassen, sobald er außerhalb des Hotels der britischen Gesandtschaft betroffen werden sollte.

So schwebte über dem Haupte dieses unglücklichen Vertrauten des Kronprinzen an einem Haar das Schwert des Damokles, und er wäre verloren gewesen, hätte sich nicht der englische Gesandte seiner angenommen. Dieser ließ ihn durch einen vertrauten Diener, in der Livrée seines Hauses, auf eine Chaloupe bringen, worauf er nach England entkam, glücklicher als sein Genosse in Berlin, der Lieutenant von Katte, dessen Geschick wir später ausführlich erzählen werden.

3.

Zur Rückreise nach Berlin war Alles veranstaltet. Der König hatte befohlen, daß der Kronprinz, unter Begleitung des Generals von Buddenbrock, und bewacht von sechs Officieren, auf einem Umweg, ohne die hannöverschen und hessischen Lande zu betreten, nach Halle und von da nach Küstrin gebracht werden solle.

Der Kronprinz blieb noch einige Tage in Wesel, weil der König Befehl gegeben hatte, daß er erst vier Tage später, als der König, der zwei Tage in Wesel geblieben war, abgeführt werden solle.

Weil man aber den beiden Aufsehern des Prinzen, von Buddenbrock und von Waldow nicht recht trauen zu dürfen glaubte, so hatte der König noch unter Andern mit seiner Bewachung einen General von Doſtow beauftragt, der, wie Prinzessin Wilhelmine später in ihren Memoiren als Markgräfin von Bayreuth sagte, ein eben so großer Schurke war, als Dorchow, welcher ebenfalls zu den Umgebungen und Wächtern des unglücklichen Kronprinzen gehörte.

Waldow und Rochow hatten ohnerachtet des Königs Verbot wenigstens noch die schonende Rücksicht beobachtet, ihm Besuche zu gestatten. Und so war es möglich geworden, daß der Kronprinz mit den angesehensten Personen in Wesel bekannt wurde. Bald fand sein schreck-

liches Geschick die wärmste Theilnahme. In ganz Wesel und der Umgegend wurde er fast angebetet; seine Großmuth, Herablassung und Güte hatten ihm alle Herzen gewonnen. Allgemein entschuldigte man seinen Fluchtversuch mit der grausamen Behandlung, die er vom Könige erfahren hatte und nach der Denkungsart und den täglichen Aeußerungen des Königs mußte man Alles für sein Leben fürchten. So fanden sich denn Personen genug, die freudig ihr Leben gewagt hätten, um den unglücklichen Thronfolger Preußens von einem entsetzlichen Geschick zu retten, das ihm drohte. Man hatte ihm Stricke verschafft, um sich aus dem Fenster herablassen und entfliehen zu können. Selbst weibliche Kleidung einer Bäuerin hatte man ihm zugesteckt, um in dieser Tracht desto sicherer zu entkommen. Es würde nach allem Anschein die Flucht gelungen sein, hätte nicht die Wachsamkeit des Generals Dostow diesen und alle seine Fluchtpläne zerstört.

Dieser Günstling des Königs war schlau genug gewesen sich zu verstellen. Er heuchelte die größte Theilnahme mit dem Geschick des Kronprinzen und bewog die Herren v. Rochow und v. Waldow unter dem Vorwande ihnen die Last zu erleichtern, ihm allein die Bewahrung desselben zu überlassen.

Nun traf er solche Beschränkungen und umstellte ihn so mit Wachen, daß ihm jeder Gedanke an Flucht als eine Unmöglichkeit erscheinen mußte.

So ging die Reise des Kronprinzen unter starker Bedeckung und der strengsten Bewachung am fünften Tage, nachdem der König Wesel verlassen hatte, auf der vorgeschriebenen Route, ohne Berlin zu berühren, vorerst nach dem Städtchen Mittenwalde, drei Meilen von Berlin belegen, wo er ebenfalls streng bewacht wurde, um später nach der Festung Küstrin gebracht zu werden.

Der König war am 26. August über Lippstadt, wo er noch am 21. in aller Eile die dort garnisonirenden Regimenter besehen hatte, in Potsdam angekommen.

Seckendorf hatte ihn auf dessen Befehl bis Halle begleitet. Dort ging die Nachricht bei ihm ein, daß der Lieutenant von Katte, der an dem Fluchtversuch des Kronprinzen den meisten Antheil gehabt hatte, mit allen Briefschaften verhaftet sei.

Wie dadurch die Königin und Prinzessin Wilhelmine in äußerste Verlegenheit gestürzt waren, haben wir früher schon mitgetheilt. Jetzt aber war von der Stimmung des Königs das Schrecklichste zu erwarten. Die weitere Entwickelung dieser furchtbaren Tragödie werden wir im dritten und letzten Theil dieses geschichtlichen Lebensgemäldes erzählen.

Ende des zweiten Theils.

Druck von A. M. Colditz in Leipzig.

Belani, H. E. R.,

Kronprinz Friedrich seine Zeit und der Hof seines Vaters Friedrich Wilhelms I Geschichtl. Lebensgemälde u. Zeitbild

Bd.: 2

Leipzig 1853